



## Die Wahlen in Frankreich.

Von  
**Augustin Hamon.**  
 (Paris.)

Am 8. Mai 1898 hat das französische Volk die Abgeordneten gewählt, die für 4 Jahre — bis zum Mai 1902 — mehr oder weniger das Geschick Frankreichs zu bestimmen haben werden.

Frankreich, einschliesslich Korsika und Algier, zählt ungefähr 10 650 000 Wähler. Von diesen sind aber nur 8 210 000 Stimmen abgegeben worden, und von diesen wiederum haben sich nur 7 870 000 durch die Presse in bestimmte Gruppen einreihen lassen, und zwar folgendermassen:

Sozialisten . . . . .	788 000
Sozialistische Radikale . . . . .	488 000
Radikale . . . . .	1 883 000
Unabhängige Republikaner, Revisjonisten, Antisemiten, Nationalisten . . . . .	183 000
Progressistische Republikaner, Opportunisten, Regierungsgemässigte . . . . .	3 048 000
Rallierte . . . . .	640 000
Monarchisten, Bonapartisten . . . . .	838 000

Wenn man dies Verhältniss auf die Gesammtheit der Wähler anwendet, so sieht man, dass man in Frankreich die 10 650 000 Wähler folgendermassen eintheilen kann:

	Von der Gesammtheit der Wähler
Sozialisten . . . . .	1 075 000 = 10,1 %
Sozialistische Radikale . . . . .	650 000 = 6,1 "
Radikale . . . . .	2 565 000 = 24,1 "
Revisjonisten, Antisemiten . . . . .	245 000 = 2,3 "
Republikaner . . . . .	4 120 000 = 38,7 "
Rallierte . . . . .	863 000 = 8,1 "
Monarchisten . . . . .	1 128 000 = 10,6 "

Man darf aber nicht vergessen, dass alle Zahlen, die wir angegeben haben, sehr angenähert sind und keineswegs in Hinblick auf ihren absoluten Werth betrachtet werden dürfen. Wir haben diese Zahlen durch die von den Zeitungen veröffentlichten Berichten erlangt. Diese Zeitungen haben die Zahlen zuweilen abgerundet gegeben, in anderen Fällen haben sie vergessen, alle Stimmen oder alle eingeschriebenen Wähler anzuführen; auch berichten sie ungenau über die politische Benennung der Kandidaten. Die Zahlen können also an sich nur einen relativen Werth haben. Aber da diese Irrthümer für alle Fraktionen gelten, so glauben wir, dass das

Verhältniss, welches aus diesen Ziffern folgt, ein richtiges Bild von der Stimmen-Vertheilung in Frankreich giebt.

Der Durchschnitt für die Stimmenthaltung ist für ganz Frankreich 24,6% gewesen; in dem Gebiet des Var, wo, da alle Kandidaten derselben Richtung, der sozialistischen oder radikal-sozialistischen, angehörten, der Kampf ein wenig lebendiger gewesen ist, betrug dieselbe 40%. An den Mündungen des Rhône kamen 34% auf die Stimmenthaltung, dagegen im Norden, wo der Kampf zwischen den Sozialisten und Ralliirten oder Monarchisten ein sehr heftiger war, nur 16,5%.

Wenn man die Stimmen in drei grosse Gruppen vereinigt, die Gruppe I (Radikale, sozialistische Radikale, Sozialisten und Revisionisten), Gruppe II (Republikaner und Ralliirte), Gruppe III (Monarchisten), so kann man feststellen, dass in 4 Departements (Ille et Vilaine, Morbihan, Vendée, Gers) die Monarchisten das Uebergewicht haben, in 38 Departements die Gruppe I, und dass, abgesehen vom Süden, die Küsten-Departements von der Gruppe II beherrscht werden.

Die Wahlen vom Mai 1898 sind die ersten, in denen antisemitische und andere nationalistische Kandidaten auftauchten; zuweilen nahmen sogar diese Kandidaten beide Benennungen für sich in Anspruch. Sie haben keinen grossen positiven Erfolg gehabt, ausser in Algier, wo vier Antisemiten, unter ihnen Edouard Drumont, mit grosser Majorität gewählt wurden. Ganz Algerien ist antisemitisch, so dass seit dem letzten Kongress der Eisenbahn-Angestellten die algerischen Delegirten eine antisemitische Bewegung ins Werk setzen konnten, die allerdings zurückgeschlagen wurde. Die Nationalisten haben durchgängig bekannte Männer, wie Paul Déroulède und Lucien Millevoye, in die Kammer gewählt. Nach dem Temps sind in der neugewählten Kammer 26 Deputirte, die man zu der Kategorie der Nationalisten rechnen kann.  $\frac{4}{5}$  davon, sagt diese Zeitung, sind sozialistische Radikale, sogar direkt Sozialisten. Wenn auch der positive Erfolg dieser Antisemiten, Nationalisten und Revisionisten klein gewesen ist, so haben sie doch einen bedeutenden negativen Erfolg gehabt. Ich will damit sagen, dass sie verschiedene hervorragende Persönlichkeiten verdrängt haben. Die Affaire Dreyfus-Zola-Esterhazy hat den Durchfall verschiedener Abgeordneter, wie Joseph Reinachs, Hubbards, Géralt-Richards etc., verursacht. Gegen den zuletzt Erwähnten war ein sehr heftiger Feldzug inszenirt worden, und zwar von Seiten Rocheforts und seiner Zeitung L'Intransigeant. Rochefort hat sich so für die zuweilen sehr scharfe Polemik gerächt, die Géralt-Richard schon 10 Jahre lang, seit den Tagen des Boulangismus, gegen ihn führt. Wenn aber zwei der bedeutendsten Sozialisten, Jules Guesde und Jaurès, unterlegen sind, so ist die Ursache eine ganz andere gewesen, und nur böswillige Unterstellung kann die Niederlage Jaurès' seiner Haltung in der Affaire Dreyfus-Zola-Esterhazy zuschreiben wollen. Es ist vielmehr bereits seit 1893 ein heftiger Kampf gegen Guesde und Jaurès von den grossen Fabrik- und Bergwerksbesitzern in ihren Wahlkreisen (Roubaix und Carmaux) geführt worden. Ihre Sitze waren in den Augen aller französischen Sozialisten so bedroht, dass wir schon in dem Labour Leader vom 1. Januar 1898 unsere Zweifel an ihrer Wiederwahl ausdrückten

und ihre Niederlage befürchteten. Die Kapitalisten, gleichgiltig, ob Republikaner, Rallierte oder Monarchisten, wollten eben durchaus Jaurès und Guesde aus der Kammer verdrängen, und sie setzten zu diesem Zwecke Alles ins Werk. Geld wurde nicht geschont, die Selbständigsten unter den Arbeitern wurden nach und nach entlassen und durch andere willfährigere und gehorsamere ersetzt.

Trotz der Niederlage zweier seiner Führer und des Verlustes einiger Sitze in Paris — Chauvin, Faberot, Toussaint, Gérault-Richard, Lavy sind nicht wiedergewählt worden — hat der Sozialismus sehr zugenommen. Er hat gegen 1893 ein Mehr von mindestens 200 000 Stimmen gehabt. Die Petite République schätzt diesen Ueberschuss sogar auf fast 300 000. Wenn man die Vertheilung der sozialistischen Stimmen prüft, so kommt man zu dem Resultat, dass Seine und Nord am meisten sozialistische Stimmen aufzuweisen haben, danach das Gebiet des Rhône und seiner Mündungen. Die Departements, in denen mehr als 20<sup>0</sup>/<sub>0</sub> der Wähler Sozialisten sind, sind Allier, Cher, Herault (20<sup>0</sup>/<sub>0</sub>), Aude und Gard (22<sup>0</sup>/<sub>0</sub>), Rhône (23<sup>0</sup>/<sub>0</sub>), Nord (24<sup>0</sup>/<sub>0</sub>), Ardennes (30<sup>0</sup>/<sub>0</sub>), Bouches du Rhône (31<sup>0</sup>/<sub>0</sub>), Var (36<sup>0</sup>/<sub>0</sub>) und Seine (37<sup>0</sup>/<sub>0</sub>). Die Prüfung einer Karte, auf der das Verhältniss der sozialistischen Stimmen verzeichnet ist, zeigt uns, dass die am stärksten sozialistischen Gebiete die industriellen sind. Das tritt noch deutlicher hervor, wenn man sich die Arrondissements und die Departements einzeln ansieht. Es kommt in der That vor, dass ein industrielles Arrondissement inmitten eines landwirthschaftlichen Departements liegt, so dass das Resultat des Ganzen verschieden von dem ist, das man erhält, wenn man die industriellen und landwirthschaftlichen Bezirke einzeln prüft. Aus diesem Vergleich folgt, dass die industriellen und kapitalistischen Zentren auch die Hauptzentren der sozialistischen Bewegung bilden.

Im Hinblick auf den Sozialismus werden diese Wahlen eine besondere Bedeutung erlangen. Eine grosse Anzahl der sozialistischen Kandidaten haben, in der Hoffnung, einen Stimmenzuwachs zu erlangen, ihre sozialistischen Prinzipien in sehr gemässigter Weise kommentirt; sie haben sich gegen das übliche Geschrei gewendet, dass sie Gegner jedes Privateigenthums seien. Sie haben in verschiedenen Formen wiederholt, was Gabriel Deville im Jahre 1897 in der Kammer gesagt hatte, was George Renard in der Revue socialiste geschrieben hatte, und wogegen sich Eduard Vaillant energisch in der Petite République ausgesprochen hatte. So lesen wir in einem an die Mauern von Paris im XXI. Wahlkreis befestigten Plakat unter dem Titel: Vereinigung der sozialistischen Gruppen von la Muette-Auteuil-Point du jour: „Bürger, man wirft uns vor, dass wir das Privateigenthum abschaffen wollen. Wir wollen im Gegentheil allen Bürgern ihren Antheil am Eigenthum sichern, indem wir Jedem das Produkt seiner Arbeit zukommen lassen . . .“ Kandidaten aller sozialistischen Gruppen haben dieselbe Praxis befolgt. Die Verstaatlichung der Produktionsmittel erschreckt eben noch die grosse Masse, welche nicht weiss, was sie bedeutet, der Kandidat ist also gezwungen, sehr vorsichtig zu operiren. Die Anzahl der bewussten Sozialisten, das heisst derjenigen, die das sozialistische Ideal — mindestens die Verstaatlichung der Produktions-

mittel — anerkennen und hochhalten, ist bedeutend geringer als die Anzahl der sozialistischen Wähler. Die Majorität der Letzteren muss eher in die Kategorie der sozialistischen Radikalen eingereiht werden. Ebenso giebt es in der Kammer einige Abgeordnete, wie Millerand, Viviani, Gras, Rouanet, Pascal-Grousset u. s. w., die sich Sozialisten nennen, und die doch ein orthodoxer Sozialdemokrat oder gar ein kommunistischer Anarchist entschieden als Sozialisten zurückweisen würde.\* Die österreichische Sozialdemokratie z. B. würde diese Abgeordneten schwerlich als reine Sozialisten anerkennen. Dies ist auch die Meinung der jüngeren Sozialisten der französischen Arbeiterpartei (P. O. F., d. i. parti ouvrier français<sup>1</sup>). So hat im V. Pariser Wahlkreis die Gruppe der kollektivistischen Studenten, unter ihnen Jean Longuet, der Enkel von Karl Marx, mit grossem Eifer einen Arbeiter den Kandidaten des Parti ouvrier socialiste revolutionnaire<sup>2</sup>) unterstützt, indem sie energisch Gras, den Kandidaten der Union socialiste, bekämpfte, der von allen sozialistischen Deputirten unterstützt wurde. Nur diese kollektivistische Gruppe des P. O. F. hat durch Flugblätter und in Versammlungen die Arbeiterkandidatur unterstützt, indem sie sich auf den Satz berief, dass die Befreiung der Arbeiter nur durch die Arbeiter selbst vor sich gehen könne.

Die Wahlen von 1898 werden jedenfalls den Sozialisten einen grossen Aufschwung geben, denn die bedeutende Anzahl der Stimmen zeigt, dass der sozialistische Name von der grossen Masse des Volkes geliebt wird, obgleich sie vielleicht nicht ganz weiss, was dieser Name in sich schliesst.

In der Kammer werden wir als stark vermehrte sozialistische Gruppe die Anhänger des revolutionären Zentralkomitees (Blanquisten) und der Alliance communiste revolutionnaire finden. Dort sind Vaillant, Walter, Dejeante, Groussier, Sembat, Breton u. s. w. Die revolutionär-sozialistische Arbeiterpartei wird zu Vertretern folgende Männer haben: Poulain, Renou, Lassalle, die französische Arbeiterpartei: Zevaes, Sauvanet, Carnaud, Benezech, Legitimus u. s. w. Insgesamt sind nach dem Ministerium des Innern in der ganzen Kammer 57 Sozialisten; nach dem Temps 54; nach der Petite République 46. Wir sehen die Zahlen des Temps als genau an, da man zugeben muss, dass unter den sogenannten Sozialisten einige nur sozialistische Radikale sind.

Es ist sehr schwer, eine Grenze zwischen den sozialistischen Radikalen und den Radikalen zu ziehen; im Wesentlichen ist eigentlich nur der Name verschieden. Die Radikalen wollen eine Einkommensteuer, die Trennung von Kirche und Staat, die Erweiterung des Vereins- und Versammlungsrechts, der Pressfreiheit u. s. w. Die letzten Wahlen haben bewiesen, dass sie im Fortschreiten sind und dass sie Sitze und Stimmen zum Schaden der opportunistischen und progressistischen Republikaner gewinnen. Nach dem Ministerium des Innern werden in der neuen

<sup>1</sup>) So lautet der offizielle Titel der Guesdisten. Ueber die einzelnen sozialistischen Gruppen Frankreichs vergl. den Artikel von Léon de Seilhac: Der Sozialismus in Frankreich (Sozialistische Monatshefte, 1897, Heft 11, pag. 575 ff. und Heft 12, pag. 625 ff.)

<sup>2</sup>) d. h. der Allemanisten.

Kammer 178 Radikale und sozialistische Radikale sein, nach dem Temps 182. Danach würden sie sich um 18 Sitze gegen die vorige Kammer nach dem Ministerium und um 14 nach dem Temps vermindert haben. Aber wenn man in Betracht zieht, dass 20 antisemitische Revisionisten in der Kammer sitzen, die auch Radikale und sozialistische Radikale sind, so sieht man, dass sie in Wirklichkeit zugenommen haben. Einige ihrer Führer, unter anderen Goblet, sind unterlegen, Brisson, Bourgeois, Alphonse Humbert, Lockroy, C. Pelletan sind wiedergewählt worden.

Die progressistischen Republikaner, Opportunisten oder Regierungsrepublikaner, d. h. Republikaner, welche das erhalten wollen, was besteht, und die gar nicht oder doch nur ausserordentlich langsam vorwärts schreiten wollen, haben Sitze und Stimmen über die Ralliirten gewonnen, d. h. über die Monarchisten, die sich mit der Republik äusserlich ausgesöhnt haben und die selbst einige Sitze über die Monarchisten gewonnen haben. Man kann in der Kammer 225 republikanische Opportunisten, 45 Ralliirte und 49 Monarchisten zählen. Zwischen den unversöhnlichen Monarchisten und den Ralliirten giebt es keinen anderen Unterschied, als in der Benennung. Ihre Ziele, ihre Wünsche sind dieselben. Die Ralliirten sind verschämte Monarchisten, welche sich Republikaner nennen, um gewählt zu werden, aber sie verlangen nichts Anderes, als die Monarchie wieder auf den Schild zu heben. Ralliirte und Monarchisten wollen dasselbe erreichen. Eine kleine Gruppe dieser Letzteren unter der Führung von Paul de Cassagnac, der wieder in der Kammer erscheint, wird vielleicht wegen dieses einen wichtigen Punktes immer in die Opposition flüchten. Nach unserer Kenntniss hatten sich 6 der Kandidaten mit der Benennung: Christlicher Sozialist, und 4 oder 5 mit der Benennung: Katholischer Republikaner versehen. Zwei Geistliche, die Abbés Gayraud (Finistère) und Lemire (Nord) sind gewählt worden. In Paris sind 3 konservative Monarchisten, Binder, Denys Cochin, Lerolle gewählt worden, und 2 Ralliirte, Prache und Berry. Die Majorität der Abgeordneten von der Seine sind Sozialisten, sozialistische Radikale und Radikale; eigentlich sollte sie ganz sozialistisch sein, denn dort haben die Sozialisten die meisten Stimmen erhalten. Es haben nämlich die 31000 Monarchisten und Ralliirte 5 Sitze, im Durchschnitt kommen also 6000 Stimmen auf einen Deputirten. Die 212 000 sozialistische Wähler haben 16 Sitze, also kommen im Durchschnitt auf einen Abgeordneten 13 000 Stimmen. Jeder sozialistische Deputirte stellt dort also ungefähr doppelt so viele Wähler dar wie jeder monarchistische Deputirte. Von den wichtigsten monarchistischen Abgeordneten, die diesmal durchgefallen sind, nennen wir den Herzog von Rochefoucauld, Delafosse, Goirand, Lebon, Delpuech u. A., die beiden Letzteren sind Minister und Unterstaatssekretär.

Die Lektüre der Zeitungen sowohl nach dem 8. Mai wie nach der Stichwahl (22. Mai) war auch für den Leser, der sich nicht für die Wahlen begeisterte, sehr interessant. Es haben nämlich Alle Triumphlieder angestimmt: Henri Rochefort feierte im Intransigeant die Niederlage der „hervorragenden Dreyfusards“ und freute sich über den Sieg der „Demokratie“. In dem Echo de Paris dieselbe Notiz mit Ausnahme des Triumphgesanges für die Demokratie, denn dies Blatt ist mehr regierungsfreundlich.

Die Lanterne, die von Millerand geleitet wird, und die Petite République feiern den sozialistischen Sieg, während der Figaro ganz glücklich darüber ist, den Sieg der Konservativen und Katholiken verzeichnen zu können; die Libre Parole ist begeistert von der Wahl Drumonts, ihres Leiters, gegen den Alles ins Werk gesetzt worden wäre, um ihn zu Fall zu bringen. Wenn die Libre Parole sich über die Wahl ihres Redakteurs freut, so war die Aurore nicht weniger zufrieden über die Niederlage einiger nationalistischer Kandidaten. In diesem Blatte stellte Clémenceau fest, dass die Wahlen einen kleinen Schritt, aber einen sehr kleinen, vorwärts auf dem Wege nach dem Ideal der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit bedeuteten, und dass er diese verzweifelnde Langsamkeit der Masse auf dem Wege des Fortschritts tief bedauere. Gaulois, Temps, Siècle und Journal des Débats machen auf den Fortschritt der Sozialisten aufmerksam und erschrecken darüber fast ebensowohl, wie sie sich über die Anzahl der Sitze freuen, die die ihnen angenehmen Kandidaten errungen haben.

Im Ganzen sind natürlich alle Meinungsschattirungen vertreten. Wenn man die Kammer unparteiisch betrachtet, so ist zweifellos ein Fortschritt der Sozialisten, ein Fortschritt der Radikalen zu konstatiren.

Der Fortschritt nach Links ist klar, die Rechte sieht seit 27 Jahren unaufhörlich ihre Truppen abnehmen. Die Monarchie ist todt in Frankreich, die legitime wie das Kaiserreich. Bei dem gegenwärtigen Volke ist weder ein König noch ein Kaiser möglich. Wir glauben auch nicht, dass die künftigen Generationen so zurückgehen werden, dass sie uns wieder mit einem König oder einem Kaiser beschenken werden. Die Erziehung des Volkes geht vorwärts, langsam, sehr langsam sogar, aber sie lässt sich nicht ableugnen. Und das französische Volk geht nach und nach der Verwirklichung eines Ideals entgegen, immer weniger nach dem Herzen der Regierung, immer mehr zur Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung.

Was die neue Kammer als Körperschaft anlangt, so ist es kaum anzunehmen, dass sie viel leisten kann<sup>3)</sup>. So wie sie zusammengesetzt ist, wird sie wahrscheinlich keine beständige Majorität zu Stande bringen. Die radikale, sozialistisch-radikale, sozialistische Gruppe, vereinigt mit  $\frac{1}{5}$  der nationalistischen Antisemiten, giebt eine Stimmzahl von 256 Stimmen. Die opportunistischen Republikaner, vereinigt mit den Ralliirten, haben 270 Sitze. So ist nur eine republikanische Majorität von 14 Stimmen vorhanden, und dabei muss man noch in dieser Majorität die Ralliirten mitrechnen, die sehr wenig Republikaner sind. Es genügt also eine Verschiebung von 8 Stimmen, um die Majorität den Radikalen zukommen zu lassen. Dazwischen kommt die monarchistische Gruppe, welche mit ihren 49 Stimmen die Wage zu Gunsten der Reaktion halten kann. So ist keine feste Majorität, sondern nur eine je nach den Umständen schwankende zu erwarten. Die Ministerien werden von der Gnade einer Vereinigung der Parteien abhängen, und über den Sturz von Ministern werden einerseits die Sozialisten, andererseits die Monarchisten zu entscheiden haben.

<sup>3)</sup> Dieser Artikel ist am 28. Mai geschrieben. Die Vorgänge bei der Wahl des Kammerpräsidenten, die mittlerweile stattgefunden, scheinen diese Voraussage bestätigen zu wollen.

Wenn sie aber auch die Zusammensetzung der Ministerien bestimmen werden, so doch keineswegs die politischen Angelegenheiten, denn die Monarchisten und Ralliirten werden gegen jeden Fortschritt eintreten und die Majorität erlangen, die Sozialisten und Radikalen werden gegen jeden Rückschritt eintreten und auch die Majorität erlangen. Die neue Kammer wird also beständig auf einem status quo verharren. Die Zeit ist noch nicht gekommen, in der Frankreich in zwei grosse politische Parteien getheilt werden kann. Diese Zeit wird aber kommen, denn die Wahlen von 1898 zeigen eine neue Etappe nach einer Richtung hin, die, davon sind wir überzeugt, zur Verwirklichung des sozialistischen Ideals führen wird.

## Die Stellung der Anarchisten zu den Wahlen.

Von

Albert Weidner.

(Friedrichshagen.)

Inmitten der Wahlagitation, inmitten der angestrengtesten Thätigkeit aller Derer, denen die Politik Lebensberuf, oft genug auch nur Handwerk ist, inmitten des hitzigsten Kampfes für und wider diese oder jene Partei, steht ein Häuflein sozialistischer Revolutionäre, das skeptisch dem lauten Treiben zuschaut und, auf jede positive Bethheiligung daran verzichtend, alle mobil zu machende Kraft auf eine Anti-Wahlagitation verwendet. Es mag scheinen, als ob diesem Häuflein und seiner Stellungnahme eine Bedeutung nicht beizumessen sei, — denn im Wahlkampf ist ja schliesslich nur die Masse, die grosse Zahl von Belang. Trotzdem ist das Häuflein nicht zu übersehen, das in einer Zeit, da Alles auf die Ausnutzung der Reichstagswahlen für die verschiedenen Parteinteressen bedacht ist, sich ausdrücklich separirt, und zwar nicht resignirt, wie die Tausende Indifferenten, Gleichgiltigen, die stumpf in den Tag hineinleben, bedacht nur auf die Befriedigung der allerprimitivsten Bedürfnisse, — sondern sich separirt aus Gründen prinzipieller Art im Hinblick auf sein Gesellschaftsideal, opportunistischer Art im Hinblick auf die Hebung der Lage des Proletariats überhaupt und ethischer Art im Hinblick auf die Erziehung eines Volkes zu Rechtsgefühl und Wahrhaftigkeit.

Dass die Anarchisten es beim Separiren nicht bewenden lassen, sondern der allgemeinen Wahlagitation eine Anti-Wahlagitation entgegensetzen, die nach ihrer Ansicht, wenigstens soweit sie sich auf Gründe opportunistischer Art stützt, auf Verständniss auch in den Reihen der revolutionär gesinnten Sozialdemokraten stösst, die der parlamentarischen Aktion lange nicht die Bedeutung beimessen, wie ihre Partei als Gesamtheit, folgt aus ihrer zuversichtlichen Hoffnung, dass über kurz oder lang ein grösserer, und zwar der politisch regere Theil der Sozialisten die Meinung der Anarchisten über die Bedeutung der Wahlen theilen, und wie sie auf anderem Wege an der Herbeiführung einer sozialistischen Wirthschaftsordnung arbeiten werde. Vielleicht, so argumentiren sie, bedarf es erst der neuerdings warnend prophezeiten „gesetzlichen“ Aufhebung des z. Zt. geltenden Wahlrechts, um diesen Theil der Sozialisten, und mit ihm einen ausschlaggebenden Theil der Arbeiterschaft auf andere Wege zu verweisen; vielleicht auch übt eine — immerhin mögliche — Verschiebung der

Stimmenzahl zu Gunsten der Reaktion — die herbeizuwünschen die Anarchisten allerdings keine Ursache haben — die Wirkung aus, den schon nach diesem, dem bevorstehenden Wahlgange weiteren Kreisen eine andere Meinung über den Werth der parlamentarischen Aktion beigebracht wird, als die bisher allgemein herrschende.

Diese zur Genüge bekannte Stellung der Anarchisten gegen die Wahlbetheiligung war nun bis vor Kurzem die gleiche in allen Ländern, die eine nennenswerthe sozialistische Bewegung aufzuweisen haben, wie Frankreich, Holland, Italien und die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Dass in der Schweiz eine bemerkenswerthe antiparlamentarische Bewegung bisher nicht vorhanden war, liegt wohl hauptsächlich daran, dass dort von Seiten der sozialistischen Arbeiter dem Parlamentarismus lange nicht die ausschlaggebende Bedeutung beigegeben wird, wie etwa hier in Deutschland, dass dort vielmehr eine kräftige, aktionsfähige Gewerkschaftsbewegung besteht, die das Interesse der Arbeiter in erster Linie auf den wirthschaftlichen Kampf lenkt. — In Oesterreich ist die parlamentarische Aktion der jungen sozialistischen Bewegung noch etwas Neues; sie zeigt noch vielfach einen revolutionären Charakter. Trotzdem sind auch dort die Klagen über den Opportunismus der sozialdemokratischen Parteiführer und die dadurch verursachte zunehmende Verflachung der Arbeiterbewegung an der Tagesordnung und bröckeln sogar einzelne Theile von der Gesamtpartei ab. So hat sich erst in jüngster Zeit aus solchen Gründen die Triester Kreisorganisation (slovenischer Zunge), die über ein eigenes Organ: *Rdeci prapor* (Rothe Fahne), verfügt, separirt. In Ungarn aber hat die ganze sozialistische Bewegung infolge ihres durch die örtlichen Verhältnisse bestimmten revolutionären Charakters eine übermäßig hohe Werthschätzung der parlamentarischen Aktion bisher nicht zugelassen.

Während in Frankreich die Anarchisten in ihren Organen: *Les Temps nouveaux* (Paris), *Le Père Peinard* (Paris, im Strassenjargon geschrieben und sehr geschickt redigirt) und *Le Libertaire* (Marseille) auf die verschiedenste, mitunter — durch Illustrationen und illustrierte Riesenplakate — recht drastische Art und Weise, aber geschlossen gegen die Wahlbetheiligung zu Felde ziehen; während in Holland der freisozialistische *Domela Nieuwenhuis* und sein Freund *Christian Cornelissen* die Redaktion des *Recht voor Allen* niederlegten und ersterer ein neues Blatt: *De frije Socialist*, gründete, weil der Sozialisten-Bund, dem *Recht voor Allen* gehört, auf Grund eines Beschlusses seiner letzten Generalversammlung die parlamentarische Aktion zwecks demonstrativer Opposition gegen die Regierung in sein Programm aufnahm; während in Amerika die anarchistische Presse die Betheiligung an den Wahlen zu gesetzgebenden Körperschaften einmüthig verwirft, — werden im Berliner *Sozialist*, dem Organ der deutschen Anarchisten, Stimmen laut, die sich für eine positive Betheiligung an der bevorstehenden Reichstagswahl aussprechen.

Wachgerufen sind diese Stimmen durch eine Diskussion zwischen den italienischen Anarchisten *Malatesta* und *Merlino*, zu der Letzterer den Anstoss gab, als er sich zu Anfang vorigen Jahres plötzlich für die Betheiligung an den Wahlen aussprach, nachdem er Jahre lang in hervorragender Weise im entgegengesetzten Sinne gewirkt hatte. *Malatesta* trat seinem Freunde und bisherigen Gesinnungsgenossen sofort entgegen, und es entspann sich in der Folge — theils im sozialdemokratischen *Avanti*, theils in der anarchistischen *Agitazione* — eine tiefgreifende, mit musterhafter Ruhe und Sachlichkeit geführte Diskussion



über die Bedeutung des Parlamentarismus für den Befreiungskampf der arbeitenden Klassen. Der deutschen Leserwelt ist sie in dankenswerther Weise durch Alfred Sanftleben (Zürich) übermittelt worden, der sie am Anfang dieses Jahres für den Sozialist übersetzte. Merlino fasst seine Gründe für Betheiligung an den Wahlen kurz zusammen wie folgt:

„Ohne zu glauben, dass die soziale Frage durch Gesetze und Dekrete gelöst werden könne, bin ich für den Wahlkampf und den parlamentarischen Kampf:

weil es den sozialistischen und anarchistischen Prinzipien nicht entgegensteht, wenn das Volk seinen Willen und seine Interessen in jeder möglichen Weise zur Geltung zu bringen sucht;

weil es notwendig ist, die Arbeiterklasse ihrer Erbbhängigkeit von den Eigentümern und Arbeitgebern zu entreissen, zu verhindern, dass sie wie das liebe Vieh zu den Wahlen geschleppt wird; und dass sie im öffentlichen Leben und im politischen Leben geübt, geschult wird;

weil die Wahlen Gelegenheit bieten zur Propaganda, zur Agitation und zum Protest gegen die Akte der Willkür und Gewaltsüberschreitung, wie die Abstentionisten selbst durch ihre Protestkandidaturen zugeben; weil sie im gegenwärtigen Momente quasi die einzige und gestattete Bethätigung repräsentiren und die Regierung uns auch diese abringen will, und es Irrsinn wäre, sie abzutreten;

weil wir im Allgemeinen die Pflicht haben, die Freiheiten nicht Preis zu geben, welche unsere Väter durch den Kampf errangen, sondern sie energisch zu vertheidigen und zu vermehren;

weil, ohne dass ich die Bethätigung der sozialistischen, Arbeiter- oder revolutionären Abgeordneten für besonders ersprieslich ansehe, hingegen ihr Wirken, welches sie ausserhalb des Parlamentes für die Sache entfalten können und müssen, als ein äusserst nützlich zu erachten ist;

weil die Erfahrung erwiesen hat, dass unsere Befürchtungen betreffs des korrumpirenden Einflusses des parlamentarischen Milieus auf die Gewählten unserer Partei übertrieben gewesen; vielmehr der Kontrast zwischen Menschen von Charakter und Uneigennützigkeit, welche der Sozialismus in seinen Vertretern vorschiebt, und den korrumpirten und arglistigen Vertretern der Bourgeoisie unserer Sache nur die Sympathie des gesunden Theiles der Bevölkerung erringen kann;

weil wir endlich theilnehmen müssen an allen Kämpfen und Bethätigungen des Volkes und unsere Handlungsweise inmitten der Masse klarlegen, nicht in den kleinen Schmollwinkeln der Partei.“

Demgegenüber argumentirt Malatesta:

„Die Anarchisten bleiben wie je entschiedene Gegner des Parlamentarismus und der parlamentarischen Taktik.

Gegner des Parlamentarismus: denn sie glauben, dass der Sozialismus nur realisirt werden muss und kann durch die freie Föderation der Produktions- und Konsumassoziationen, und dass eine jegliche Regierung, einbegrifflich der parlamentarischen, nicht nur unfähig ist, die soziale Frage zu lösen und die Interessen Aller zu harmonisiren und zufrieden zu stellen, sondern auch schon in sich selbst eine privilegierte Klasse bildet, mit Ideen, Leidenschaften und Interessen, die diejenigen des Volkes entgegenlaufen und es ihr ermöglichen, das Volk mit den Kräften des Volkes selbst zu unterdrücken.

Gegner der parlamentarischen Taktik: indem sie glauben, dass diese, weit davon entfernt, die Entwicklung des Volksbewusstseins zu begünstigen, die Tendenz aufweise, das Volk der direkten Fürsorge für die eigenen Interessen zu entöhnen, und die Einen zum Servilismus erziehe, die Anderen in Intriguen und Lügen schule.

Wir sind weit davon entfernt, die Wichtigkeit der politischen Freiheiten zu verkennen. Aber diese Freiheiten werden nicht erlangt, wenn das Volk nicht entschieden zeigt, dass es sie will; und erlangt, sind sie weder von Dauer noch von Werth, wenn die Regierungen nicht verspüren, dass das Volk ihre Unterdrückung, Abschaffung nicht dulden würde.

Das Volk daran zu gewöhnen, Andere mit der Erkämpfung und Vertheidigung seiner Rechte zu beauftragen, ist die sicherste, unfehlbarste Art und Weise, der Willkür der Regierenden freien Lauf zu lassen.

Der Parlamentarismus ist besser als der Despotismus, das ist wahr; aber nur, so lange er eine durch den Despoten aus Furcht vor Schlimmerem gemachte Konzession repräsentirt.

Wenn man die Wahl hätte zwischen einem acceptirten und gepriesenen Parlamentarismus und einem mit auf Befreiung erpichtem Gemüthe auf Grund der Gewalt ertragenen Despotismus, so wäre tausendfach der Despotismus vorzuziehen.

Ich weiss sehr wohl, dass Merlino den Wahlen einen äusserst geringen Werth beimisst und wie wir der Ansicht ist, dass sich der wahre Kampf im Lande und mit dem Lande macht. Jedoch die beiden Kampfmethoden sind mit einander unvereinbar, und wer beide acceptirt, endet wie durch ein Verhängniss damit, dass er dem Wahlinteresse jede andere Erwägung zum Opfer bringt. Die Erfahrung beweist es, der natürliche Hang zum ruhigen Leben erklärt es.“

Was nun die deutschen Anarchisten anlangt, so stehen sie nahezu in ihrer Gesamtheit auf dem Standpunkte, den Malatesta vertritt. Adolf Marreck und Ladislaus Gumpłowicz, welche sich — wie schon gesagt, veranlasst durch die Diskussion Malatesta-Merlino — auf den Standpunkt des Letzteren stellen und den Versuch machen, die Nothwendigkeit, oder wenigstens die Zweckmässigkeit der positiven Betheiligung an den Wahlen seitens der Anarchisten zu beweisen, fanden bisher keinen bedeutenden Anhang. Marreck verweist die Arbeiter, im Einklang mit seinen antiparlamentarischen Genossen, in erster Linie auf den Weg der Selbsthilfe durch Gründung von Genossenschaften; im Gegensatz zu jenen glaubt er aber die parlamentarische Aktion benutzen zu können und zu müssen zwecks Förderung der wirthschaftlichen. Er wendet sich gleich scharf gegen die Ueberschätzung des Parlamentarismus durch die Sozialdemokratie wie gegen dessen Unterschätzung durch die Anarchisten. Für uns — sagt er — soll der Parlamentarismus nicht das Allheilmittel für alle sozialen Schäden sein, der Automat, in welchen man nur seine Stimme hineinzuwerfen braucht, um Alles, was man wünscht, zu erhalten. Die politisch-parlamentarische Bethätigung soll uns nur soweit dienen, als sie zur Schaffung von Bewegungsfreiheit für wirthschaftliche Gruppierungen zweckmässig sich erweist. Gumpłowicz, der neuerlich die Demokratie als zweckmässig und freiheitlich empfiehlt, zu welchem Behufe er sich allerdings eine Ideal-Demokratie konstruirt, er, dessen leichtfüssiger Idealismus ihn über eine Reihe revolutionär-propagandistischer „Jugendthorheiten“ in den Hafen der peinlich gewissenhaften und kühl praktischen Sozial-Statistik geführt hat, — Gumpłowicz geht in seiner Befürwortung der Wahlbetheiligung viel weiter als Marreck. Er macht viel mehr noch als dieser von dem Ausfall der bevorstehenden Wahl abhängig. Die Wahlen stehen vor der Thür — sagt er. Ein beträchtlicher Theil politischer Macht steht auf dem Spiel. Das Ergebniss eines Tages kann die mühsam sich emporringende Arbeiterklasse um Jahre vorwärts bringen oder aber um Jahre zurückwerfen zu Gunsten von Schlotbaronen, junkerlichen Kornwucherern und Anbetern eines absolutistischen Säbel- und Polizeiregimes. Von diesem Standpunkte aus rath er den Anarchisten, „allen Fraktionshader bei Seite zu setzen und für den fortgeschrittensten unter den vorhandenen Kandidaten zu stimmen“, als den er „in den meisten und ausschlaggebenden Fällen“ den der Sozialdemokratie bezeichnet.

Eine derartig veränderte Stellungnahme kann im Grunde nicht überraschen. Die Erfahrung hat bewiesen, dass Absplitterungen, die einer solchen regelmässig zu folgen pflegen, gerade bei den extremsten Gruppen zu den Alltäglichkeiten gehören. Die Ungeduld angesichts des langsamen Fortschreitens einer solchen Bewegung zu ihren Endzielen, die auftauchenden Bedenken an der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges — sind die treibenden Faktoren solcher Wandlungen.

Bei der anarchistischen kommt noch hinzu, dass dieser verhältnissmässig einsame Posten der sozialistischen Bewegung das Streben, schnell in Massen Anhänger und Gleichgesinnte zu werben, in keiner Weise befriedigt. So beginnt denn der Zweifel, scheinbar: weil urplötzlich in den Geist Vernunftgründe eindringen, die vorher tausendmal an dem prinzipienharten Schädel zerschellten; in Wirklichkeit: weil der bisher beackerte Boden als unfruchtbar, als zu wenig ergiebig erscheint.

Die Reichstagswahl steht vor der Thür. Der Anarchisten sind nicht Tausende genug, um ihr Fernbleiben vom Stimmkasten als nach irgend einer Richtung hin wichtig für den Ausfall derselben erscheinen zu lassen. Ihre Anti-Wahlagitration wendet sich gegen die nach ihrer Ansicht einschläfernde Wirkung, die der Parlamentarismus ausübt; sie nimmt die Wahlbewegung wahr, da diese Anknüpfungspunkte genug bietet, die Arbeiter von der Hoffnung ihrer Befreiung von Aussen, durch Staatshilfe, auf die Selbsthilfe zu verweisen. Da sie den wirthschaftlichen Kampf, sei er in Gestalt von Streik oder Boykott, sei es durch genossenschaftliche Organisation, als den wichtigsten und ausschlaggebenden ansehen, weil dieser zur Selbstbesinnung und Selbstbestimmung erzieht, so ist die Richtung dieser Anti-Wahlagitration von vornherein bestimmt.

## Ueber die Grenzen der politischen Macht.

Von

Paul Kampffmeyer.

(Rehfelde.)

Auf Grund einer einseitig politischen Betrachtungsweise des sozialen Emanzipationsproblems hat man sich daran gewöhnt, in das Schubfach der Politik zahlreiche ökonomische und soziale Gegenstände hineinzuwurfen, die streng genommen mit dem Staat und seinen Funktionen nichts gemein haben. Um nun Klarheit über die Grenzen und Ziele der sozialen und politischen Macht zu gewinnen, mussten wir den Begriff der sozialen Macht fest bestimmen. An der Hand dieses Begriffes konnten wir dann die Wirksamkeit sozialer Faktoren bei den modernen Emanzipationsbestrebungen klar erfassen.

Bei näherem Zusehen erkannten wir, wie sich bei allen grossen Problemen unserer Zeit ökonomische, soziale und politische Gewalten vereinigen, um ein gemeinsames Resultat hervorzubringen. Fassen wir z. B. das Problem der Frauenemanzipation ins Auge. Nun, die Stellung der Frau wird einmal durch grosse wirthschaftliche Umwälzungen, die sie im wachsenden Maasse in die Sphäre der Produktion hineinziehen, durch ihren Antheil an den ökonomischen Interessenkämpfen, an den Gewerkschaftsorganisationen, und dann durch die Propaganda einer neuen veredelten, freieren Auffassung des Geschlechtsverhältnisses etc. vortheilhaft verändert. An diese wirthschaftlichen und sozialen Verbesserungsbestrebungen schliessen sich die staatlichen Emanzipationsversuche an, die eine gesetzliche Gleichstellung der Frau mit dem Manne auf politischem Wege erzielen wollen.

Die Emanzipation der Frau ist also nicht eine rein politische, sie ist vor Allem eine ökonomische und soziale Frage. Und das gilt in nicht

geringerem Grade von der grossen Frage des Sozialismus. Welcher umfassenden Organisationsarbeit der Wirthschaftsverbände, welcher riesigen sozial aufklärenden Thätigkeit der Presse und der Vereinigungen, welcher politisch freiheitlichen Aktionen wird es bedürfen, um der sozialistischen Gesellschaftsordnung und der ihr eigenthümlichen Weltanschauung zum Siege zu verhelfen? Ein grosser Theil der Zeilen, die tagtäglich von unserer sozialistischen Presse in die Welt hinausgeschickt werden, dienen der Erweiterung der sozialen Macht des Proletariats, dienen der Beeinflussung der Sitten, Gewohnheiten und Lebensanschauungen der Gesellschaft durch die sozialistisch-proletarischen Ideen und Empfindungen. Sie setzen sich nicht den Zweck, die augenblicklichen staatlichen Machtverhältnisse in diesem oder jenem Punkte zu beeinflussen, nein, sie führen Höheres im Schilde; denn sie wollen die Denk- und Empfindungsweise des Menschen fundamental ändern. Die gewaltige Macht, die von der Ideen- und Gefühlswelt einer starken sozialen Klasse ausgeht, ist nicht auf das enge Reich der politischen Gesetzmacherei beschränkt, sie greift in die mannigfaltigsten Lebensgebiete hinüber. Der Gewerkschafter z. B., der für die Prinzipien des Sozialismus gewonnen ist, wird den Gewerkschaften eine ganz andere Bedeutung beimessen als der in der liberalen Weltanschauung befangene Trades-Unionist. Daher ist gerade die Propaganda der sozialistischen Grundgedanken von so eminenter Bedeutung für die Emanzipation der Arbeiterklasse. Sie erzeugt eine ganz eigenartige Werthung des Kapitalismus, seiner Ausbeutungs- und Machtverhältnisse und der Mittel zu seiner Bekämpfung. Die soziale Macht einer Klasse lässt sich streng unterscheiden von ihrer politischen Macht. Der Begriff der sozialen Macht, der sozialen Bestrebungen ist viel umfassender wie der der politischen Macht und der politischen Bestrebungen. Nur alle die Bestrebungen, die sich auf staatlichen Wegen mit staatlichen Mitteln ins Leben setzen wollen, sind im eigentlichen Sinne politisch. Der Begriff der Politik und der politischen Macht muss daher nach unserer Meinung fest umgrenzt werden und zwar im Interesse der klaren Erkenntniss aller der Faktoren, die zu der Lösung des grossen sozialistischen Problems beitragen.

Die politische Macht ist nun nicht eine so ganz ureigene, selbstherrliche Macht, wie man dies mitunter in den Reihen der Sozialdemokratie angenommen hat. Sie hängt in ihrem Charakter und ihrer Wirkungsweise wesentlich von den ökonomischen und sozialen Machtverhältnissen ab. Und zwar zeigt sich dies schon an der Thatsache, dass die politischen Unwälvungen stets den ökonomischen und sozialen Revolutionen nachzufolgen, ja richtig gesagt, nachzuhinken pflegen. Die neuen wirthschaftlichen und sozialen Entwickelungserscheinungen müssen schon die Fundamente der Gesellschaft erschüttert haben, um sich neue politische Verfassungsformen schaffen zu können. Alle wirthschaftlichen Veränderungen erzeugen aber sofort soziale Veränderungen. Jede neu eröffnete Fabrik zieht eine grössere Arbeitermasse herbei und verwandelt Kleinbürger in Proletarier. Von dieser neugebildeten proletarischen Gruppe geht sofort eine energische soziale Wirksamkeit aus. Sie durchsäuert mit ihren Ideen und Empfindungen die sie umgebenden Schichten der Gesellschaft. Hinter diesem Sturmschritt der wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse bleiben

die politischen Verhältnisse immer eine beträchtliche Wegstrecke zurück. Wie meilenweit sind z. B. die deutschen Arbeiter durch die Macht ihrer wirthschaftlichen Verbände der politischen Gesetzgebung vorausgeschritten! In Hamburg, dem Brennpunkt der wirthschaftlichen Organisationen, hatten schon vor geraumer Zeit 79,6% Betriebe und 83% Arbeiter eine Arbeitszeit von 10 Stunden und darunter; und die staatliche Gesetzgebung hat sich noch nicht einmal zu einem elfstündigen Normalarbeitstage aufschwingen können! Eine Gesellschaftsklasse kann ökonomisch und sozial im schnellsten Vormarsch begriffen sein, aber sie erreicht lange Zeit keine politischen Erfolge, weil sie immer von den übrigen Gesellschaftsklassen überstimmt wird.

In ganzen Provinzen kann die soziale Macht der Arbeiter schon glänzende Siege gefeiert haben, und dennoch bestehen die veraltetsten, verrottetsten politischen Institutionen im Staate ruhig fort. Die hochentwickelten Provinzen sind z. B. mit ganz zurückgebliebenen Provinzen staatlich verknüpft, und eine strenge Zentralisation macht jede selbständige Entwicklung der vorgeschrittenen Landestheile unmöglich. Derartige Zustände können sich schon bei relativ freiheitlichen, aber starr zentralistischen Verfassungsverhältnissen herausbilden. Was sich aber für Zustände bei zurückgebliebenen staatlichen Verhältnissen entwickeln können, das zeigt unser liebes Preussen, das sich noch der gleichen Verfassungsverhältnisse wie vor fast fünfzig Jahren erfreut, obwohl seitdem eine grundstürzende soziale Umwälzung eingetreten ist, die eine ganz neue Zusammensetzung der Bevölkerung hervorgerufen hat.

Die staatliche Gesetzgebung bewegt sich in unserer heutigen, in Klassen gespaltenen Gesellschaft zögernd, tastend vorwärts. Die gesetzgeberischen Akte kommen meist nur durch Kompromisse der verschiedenen Klassen zu Stande. Nur ein gesetzgeberischer Akt hat auf Annahme zu hoffen, der der Majorität der sozialen Klassenvertretungen zusagt.

In den heutigen sozial eigenartig zusammengesetzten Parlamenten wird den politischen Bestrebungen der vorwärtsstrebenden revolutionären Klassen meist die Spitze abgebrochen. Diese Klassen können sich erst dann die erforderlichen, ihren wirthschaftlichen und sozialen Interessen entsprechenden Staatsformen schaffen, wenn sie sich die ökonomische und soziale Macht erobert haben. Also: ökonomische und soziale Machtverhältnisse, obwohl sie sich schon in der Beeinflussung der Gesellschaft sehr frühzeitig geltend machen, können sich erst auf einer gewissen Höhe der Entwicklung politisch durchsetzen. Die politischen Evolutionen können also, das beweist unsere ganze Argumentation, den Galopp unserer wirthschaftlichen und sozialen Umwälzungen nicht mitmachen, sie wanken und schwanken langsam hinter diesen her. Dadurch geben sich die politischen Umwälzungen nicht als schiebende, sondern als geschobene Erscheinungen, nicht als bedingende, sondern als bedingte Geschehnisse zu erkennen. Die politische Macht einer Klasse ist nicht eine vollkommen auf sich selbst gestellte Macht, sondern sie ist in ihren Grundlinien durch die ökonomische und soziale Macht eben dieser Klasse bestimmt.

Als solche bedingte, abhängige politische Erscheinungen charakterisiren sich namentlich die politischen Rechte einer Klasse. Die politischen

Rechte der Arbeiter z. B. müssen auf festen ökonomischen und sozialen Fundamenten ruhen, sonst hängen sie völlig in der Luft. Das Vereinsrecht kann der kapitalistische Unternehmer leicht durch Entlassung der Arbeiter, die sich einem von ihm bitter gehassten politischen und gewerkschaftlichen Vereine angeschlossen haben, in Frage stellen. Selbst in der freien demokratischen Schweiz verboten die Unternehmer wiederholt ihren Arbeitern den Eintritt in bestimmte politische und wirthschaftliche Vereinigungen. Deshalb erhob sich in den Arbeiterkreisen da und dort der Ruf nach einem staatlichen Schutze des Vereinsrechts. Aber wie schwächlich ist es mit diesen schützenden staatlichen Fittigen bestellt! Der Unternehmer braucht nur nicht formell und mit brutaler Offenherzigkeit seinen Arbeitern das Vereinsrecht zu verbieten, und der Staat ist ihm gegenüber zur Ohnmacht verdammt. Der Unternehmer findet in der Fabrik tausend Vorwände für die Entlassung missliebiger Arbeiter, er kann die Gesinnung seiner Arbeiter ausspioniren lassen und eine weitverzweigte Korrespondenz mit seinen Klassengenossen über die „Hetzer“ und „Wühler“ führen. Ueberall steht heute das System der schwarzen Listen in Blüthe. In letzter Linie gewähren starke wirthschaftliche Arbeiterverbände, die sofort bei einer Verletzung des Vereinsrechts durch die Unternehmer einmüthig zusammenstehen, immer noch den wirksamsten Schutz gegen Vergewaltigungsversuche der Kapitalisten.

Der Arbeiter ist im glücklichen Besitze des Wahlrechts; er kann „frei“ wählen. Nun gehört aber zur freien Wahl in erster Linie die Möglichkeit des Wählers, sich über die Prinzipien, die Wahlprogramme der Parteien zu unterrichten. Ja, und das schliesst wieder eine freie Wahlagitation ein. Nun wird eine freie Wahlagitation an vielen Orten erst durch wirthschaftlich unabhängige Genossen ermöglicht. Man gründet daher vielfach an diesen Orten kleine Geschäfte für die Parteigenossen, weist ihnen einen Theil des Massenkonsums zu und sichert so wirthschaftlich die Möglichkeit einer freien Wahl. Eine nothwendige Vorbedingung für eine freie Wahl ist ferner das Versammlungsrecht. Ja, wenn nun die Bierbrauer und Gastwirthe keine Versammlungen bestimmter Parteirichtungen dulden, was dann? In grossen Städten, wo sich mitunter eine tausendköpfige Masse um das Banner des Sozialismus schaaert, ist die wirthschaftliche und soziale Macht der Kapitalisten derart stark, dass die Arbeiter keinen Saal zur Versammlung erhalten können. Die Herren Bierbrauer und Gastwirthe, welche, wie wir mit Lassalle sagen können, auch ein Stück Verfassung sind, können das Versammlungsrecht leicht mit Füssen treten. Sie müssen daher vielfach durch Entziehung der Kundschaft, durch Boykotts etc. zum Hergeben der Säle gezwungen werden.

Der Einfluss der politischen Vertreterschaft der Arbeiter in den Parlamenten ist eng an die Ausdehnung und Verbreitung der Arbeiterpresse geknüpft. Die Verbreitung der wirksamen, zum Fenster hinausgesprochenen Reden fällt speziell der Arbeiterpresse zu. Die gegnerischen Blätter verstümmeln und entmannen systematisch diese Reden. Die Existenz einer Arbeiterpresse hängt nun zumeist von der ökonomischen und sozialen Macht der Arbeiterklasse ab. Die Arbeiter können sich erst

bei bestimmten gehobenen Lohnverhältnissen eine Zeitung halten, und sie müssen erst eine gefestigte soziale Position errungen haben, um Zeitungen in ihrem Sinne herauszugeben und politisch beeinflussen zu können. Wir sehen, dass die politischen Rechte der Arbeiter bei ihren politischen Massenagitationen überall starker sozialer und wirthschaftlicher Stützen bedürfen, um in den politischen Kämpfen als brauchbare Waffen dienen zu können. Das wirthschaftliche und soziale Moment ragt überall in das politische hinein.

## Eine Wiener Mittelschul-Enquête.

Von

Therese Schlesinger-Eckstein.

(Wien.)

In einer Zeit, die mit allem Bestehenden so unzufrieden ist wie die unsere, und deren Streben dahin geht, nichts als über oder ausserhalb der Kritik der Oeffentlichkeit stehend zu betrachten, ist es wohl nicht erstaunlich, dass auch die Schule nicht unangefochten bleibt. Besonders die Mittelschule ist es, die schon seit Langem von den verschiedensten Seiten mit Misstrauen, Abneigung, ja zuweilen mit Erbitterung angesehen wird.

Einen gelinden Ausdruck hat diese Missstimmung bisher nur in der pädagogischen Fachliteratur gefunden, von der seit den letzten Jahren die Reformvorschläge für das Gymnasium besonders einen erheblichen Theil bilden.

Nun trat mit einmal ein unternehmender junger Publizist auf den Plan, dem jene fachmännisch langmüthigen Reformversuche nicht genügten, der entschlossen schien, die so lange schwebende Frage zu einer brennenden zu machen, und der eine eben im Entstehen begriffene Wochen-Revue für sein Projekt zu gewinnen wusste.

Unter der geistigen Führung des Dr. Robert Scheu und auf Kosten jener Zeitschrift, der Wage, wurde das grosse Unternehmen ins Werk gesetzt: eine Enquête über das Mittelschulwesen.

Schon die Vorarbeiten gelangen über Erwarten. Nicht nur ein grosser Kreis radikal-bürgerlicher Elemente interessirte sich für die Sache, sondern auch hervorragende Gelehrte, Zierden unserer Universität, fanden sich bereit, an den Arbeiten der Enquête theilzunehmen, und ebenso Leiter und Lehrer an Mittelschulen. Aber es sollten nach der Intention des Veranstalters nicht nur Fachleute an der Enquête theilhaftig sein, sondern, wie es in der Vorrede zu dem uns nun vorliegenden Protokoll des ersten Theiles heisst, eine Art Schöffengericht, aus Fachrichtern und Laien bestehend, über die Mittelschule berathen.

Man lud auch einige Frauen ein, die einzigen Theilnehmer im Grunde, die hier vollständig Laien sind, denn die männlichen Mitglieder haben sämtlich die Mittelschule, wenn nicht als Lehrer, so doch als Schüler kennen gelernt. Die Arbeiterklasse ist in der Enquête nicht vertreten, obgleich vielleicht auch von jener Seite manche beachtenswerthe Anregung kommen könnte.

Wir Frauen fühlen uns in der Enquête vorwiegend als Vertreterinnen unserer Söhne und Töchter, und es scheint mir nicht ausgeschlossen zu sein, dass wir im Interesse der Letzteren späterhin einige Energie werden aufwenden müssen.

Die Arbeiten der Enquête sollen in einen informativen und einen reformativen Theil zerfallen, die informative Hälfte wieder in drei Haupttheile, von welchen bisher zwei abgeschlossen sind. Im ersten Haupttheil wurde untersucht, inwiefern die bestehende Mittelschule ihrer doppelten Aufgabe, die Schüler für die Hochschule vorzubereiten und ihnen eine unserem Kulturzustand entsprechende allgemeine Bildung zu geben, gerecht wird. Das Protokoll dieses ersten Haupttheiles liegt uns bereits in Form einer Broschüre vor und stellt ein geschlossenes Ganzes in seiner Art dar.

Den Referenten des ersten Theiles, fast durchwegs Hochschullehrern, war die Aufgabe gestellt, sich über die persönlichen Erfahrungen auszusprechen, die sie an den jungen Leuten, die von der Mittelschule auf die Hochschule übertreten, gemacht haben. Aber fast keiner der Herren hat sich in diesem engen Rahmen gehalten. Jeden drängte es, an die Kritik des Vorhandenen Gedanken über wünschenswerthe oder nothwendige Reformen zu knüpfen, wenn auch zumeist nur in grossen und allgemeinen Zügen, und so gestaltete sich dieser Theil der Enquête, wie in der Vorrede zum Protokoll sehr richtig gesagt wird, zu einer Generaldebatte über den ganzen Stoff.

Ich glaube, wir haben allen Grund, den Referenten für dieses Hinausgehen über den ursprünglichen Arbeitsplan, zu dem sie ihr Feuer für dringend nothwendige Reformen verleitete, sehr dankbar zu sein. Wir hatten dadurch Gelegenheit, eine stattliche Reihe ausgezeichnete Vorträge über einen ebenso wichtigen als interessanten Gegenstand zu hören, deren Gediegenheit man aus dem vorliegenden Protokoll mit um so grösserer Klarheit erkennt. Jedenfalls ein bleibender Werth, wenn selbst die Detail-Arbeiten der Enquête hinter diesem allgemeinen Theil zurückbleiben sollten.

Der Gedanke, der die Enquête hervorgerufen hatte, der Gedanke, dass die heutige Mittelschule den erhöhten Anforderungen unserer Zeit nicht mehr genüge, dass ein gewisser Grad von Verknöcherung eingetreten sei, dass die formale Bildung auf Kosten der materiellen übertrieben werde, dass es sich in der Mittelschule nicht wie in der Volksschule hauptsächlich darum handele, Fertigkeiten zu üben, sondern vorzüglich darum, Kenntnisse zu vermitteln, dass die Lehrmethode, die gegenwärtig praktizirt wird, veraltet sei, und dass die Schule die richtige Föhlung mit dem Leben verloren habe, fand in diesen Vorträgen einen lebhaften Widerhall und vielfache Bestätigung.

Besonders waren es die Professoren der Medizin, die darüber klagten, dass die jungen Leute im Gymnasium verlernen zu sehn und ihre Hände zu gebrauchen, und dass in ihrem Kopf an Stelle der lebendigen Anschauung die Neigung zum Deduziren trete.

„Es ist im höchsten Grad niederschlagend,“ sagte Hofrath Professor Schnabel, „die Studirenden in ihrem Benehmen vor dem Kranken zu sehen. Sie haben die Augen offen und sehen nicht. Sie wissen nicht, wie gross und lang ein Ding ist. Sie verwechseln Mohnkorngrosse mit Erbsengrosse; sie sprechen Worte aus, mit denen sie keinen Begriff verbinden. Sie haben Begriffe, hinter denen keine Anschauungen stehen. Sie operiren in der Luft vorüber an dem Gegenstand; sie wissen nicht die Erscheinungen zu ordnen und bewahren nicht ein treues Anschauungsbild des gesehenen Gegenstandes.“

Wie grossen Werth man auch immer darauf legt, wie sehr man die Studenten zwingen kann, mit den Objekten sich zu beschäftigen, sie streben zu einer auswendig gelernten Regel zurück, auf Grund deren sie auf Umwegen mit dem Objekt zusammenzukommen versuchen. Sie sehen immer nur das, was sie in ihrem Kopfe haben, aber nicht, was vor ihnen steht. Sie wollen fortwährend deduziren und wollen dem Objekte ihr Vorurtheil, ihre vorher festgestellte Anschauung aufdrängen. Sie sind nicht im Stande, aus dem Gegenstand selbst ihn kennen zu lernen.“

Hier hat der berühmte Augenarzt in knappen Worten das zusammengefasst, was die immer wiederkehrende und vielfach variierte Klage der ärztlichen Lehrer ausmachte, und worüber sich vorzüglich auch Lehrer der technischen Hochschule beklagten, so dass der Vorwurf auch auf das Unterrichtssystem der Realschule fiel.

Von den Vertretern verschiedener Fakultäten wurde ferner geklagt, dass im Gymnasium der talentlose Fleiss zu hoch in Achtung stünde. „Man bestraft die Vernunft, man zieht den Fleiss vor,“ sagte Dozent Dr. Herz, und der Professor der Rechtswissenschaften Dr. Bernatzik erklärte, dass unser Gymnasium den Kultus der Talentlosigkeit betreibe. Sehr wirksam hob der Letztere hervor, dass durch dieses System zahllose unbefähigte Individuen auf die Hochschule gebracht werden, wo es dann viel schwieriger ist sie abzuschütteln, weil dann über ihren Beruf schon entschieden ist und ein Zurückstossen sie schwer schädigen muss.



„Was geschieht nun mit diesen talentlosen Individuen?“ fragt Professor Bernatzik. „Wenn sie ihre Prüfungen mit Müh und Noth gemacht haben, treten sie in die Praxis ein; dort werden sie eine wahre Qual für jeden Vorgesetzten, ein solcher Mensch bildet nur eine Vermehrung der Arbeitsleistung für seine Mitarbeiter; man kann solche Leute, nicht amoviren, sie bilden eine wahre Geißel für die Menschheit, gleichviel in welchem Berufe sie sich befinden.“

Obgleich nun, wie behauptet wurde, an den Mittelschulen der Fleiss so über Gebühr und auf Kosten einer freien, gesunden intellektuellen Entwicklung gefördert und erzwungen wird, wurde andererseits darüber Klage geführt, dass den Studenten das parate Wissen fehle, besonders in Geschichte, Arithmetik und Geometrie, sowie auch in den alten Sprachen, deren Studium mit so enormem Aufwand an Zeit und Mühe betrieben wird.

Die Frage, ob das Studium der antiken Sprachen im jetzigen Umfang beizubehalten ob es einzuschränken oder ganz abzuschaffen sei, bildete bisher den meist unstrittenen Gegenstand der Enquête. Von der Mehrzahl der Referenten wurde hervorgehoben, dass das heutige Gymnasium noch immer seinen Ursprung aus den alten Klosterschulen unangenehm empfinden lasse, dass es noch tief in der Scholastik des Mittelalters stecke und so unfähig sei, die gewaltigen Fortschritte, welche die Naturerkenntniss in unserem Jahrhundert gemacht hat, in sich aufzunehmen. Das Erlernen der lateinischen und griechischen Grammatik absorbire die beste Kraft und den grössten Theil der Zeit des Schülers, ohne dass er dadurch wirklich in den Geist der Antike eingeführt werde, wclch letzterer Aufgabe nach der Ansicht mehrerer Referenten besser entsprochen werden könnte, wenn man sich endlich dazu verstehen wollte, den Schülern den Genuss an der Herrlichkeit der alten Dichtungen durch die Lektüre guter Uebersetzungen zu verschaffen.

Dieser Standpunkt wurde am wärmsten und nachdrücklichsten von dem Professor der Philosophie Dr. Jodel vertreten, dessen umfassendes, von einem hohen Gesichtspunkt ausgehendes Referat über die Frage, inwieweit das heutige Gymnasium allgemeine Bildung vermitteln, den Glanzpunkt der bisher abgehaltenen Enquête bildete. Wie auch sonst noch einige der Hochschullehrer, will er an Stelle des pedantischen und lediglich auf das Formale gerichteten Unterrichtes in den todtten Sprachen die Kenntniss und Uebung lebendiger Kultursprachen, besonders des Französischen und Englischen gesetzt wissen.

„Die Wenigen,“ sagt er, „die Aristophanes und Sophokles, Theokrit und Pindar fliessend in der Ursprache zu lesen vermögen, werden diesen Genuss sicherlich nicht gegen die beste Uebertragung hergeben wollen. Aber wie Wenige sind das von den Tausenden, die durch unsere Gymnasien gehen, und denen über dem Kampf mit der Sprache die Freude an Gedanken verloren geht, welche die Herrlichkeit des klassischen Alterthums immer nur durch die trüben Nebel der Grammatik und des Lexikons schauen! Und bedeutet die Einbüsse durch Uebersetzung denn wirklich so viel? Auch die Bibel ist von der weitaus grössten Mehrzahl der Menschen nur in der Uebersetzung gelesen worden. Wird Jemand behaupten wollen, sie habe darum keine rechte Wirkung gethan, und man könne diese erst erwarten, wenn einmal alle Menschen den aramäischen oder griechischen Urtext lesen?“

Dem Verlangen nach Abschaffung oder Einschränkung des Unterrichtes in den klassischen Sprachen wurde hingegen am lebhaftesten von Hofrath Prof. Gomperz begegnet. Er machte geltend, dass unsere ganze Kultur von der antiken beeinflusst und vielfach aus ihr hervorgegangen sei, und dass nur die stete Fühlung mit dem Geistesleben der Alten uns vor jeder Art von Dogmatismus und vor Ueberrumpelung durch die Strömungen des Tages bewahren könne. Diesen bedeutungsvollen Dienst leisten uns aber, wie Hofrath Gomperz meint, Uebersetzungen nicht. Es bedürfe dazu des vollkommenen Durchdringens des Geistes mit der alten Kultur. Es handelt sich darum, von dieser durchtränkt zu werden und sie in die eigenen Adern aufzunehmen, und dazu sei andauernde und intensive Beschäftigung mit der Litteratur jener Zeit nothwendig. Der Schüler müsse zeitweilig in jener Kulturpoche leben. Andererseits hob er hervor, dass die Grammatik besonders der lateinischen Sprache eine unübertreffliche Schulung für das logische Denken biete und durch

ihren unendlichen Formenreichthum eine sichere Grundlage für die Erlernung zahlreicher moderner Sprachen zu bilden geeignet sei.

Auch ein Professor der technischen Hochschule, Mayreder, trat für den Unterricht des Lateinischen ein und sprach sogar den Wunsch aus, dass die Kenntniss dieser alten Sprache auch den Schülern der Realschule vermittelt werde. Er hob hervor, dass unsere Architektur in hervorragender Weise auf der Kultur der Renaissance und auf der der Griechen und Römer beruhe und fragte: „Ist es gerechtfertigt, dass ein Architekt, der sich so viel mit dem Studium der griechischen und römischen Baukunst befasst, nicht im Stande ist, eine römische Inschrift zu lesen, ein lateinisches Zitat, deren er täglich eines hört, zu verstehen, nicht im Stande ist, sich über die Ableitung und Bedeutung eines Fachausdruckes klar zu werden?“

Auch sonst wurde noch Manches für die Beibehaltung des Unterrichtes in den alten Sprachen angeführt. Hingegen wurde gegen das vielfach ausgesprochene Verlangen, die Methode dieses Unterrichtes den modernen Bedürfnissen anzupassen, nur von Hofrath Gomperz Einspruch erhoben.

Mehrere Redner traten auch für die Einstufigkeit des Unterrichtes an Stelle der Zweistufigkeit ein, welche letztere jetzt sowohl an Gymnasien als auch an Realschulen vorgeschrieben ist. Heute wird der ganze Stoff in den unteren Klassen durchgenommen und dann nochmals ausgebreiteter und vertiefter in den oberen Klassen. Gegen dieses System wurde eingewendet, dass es den Schüler langweile, den bereits einmal erledigten Stoff nochmals durcharbeiten, und dass dadurch auch Zeit verschwendet werde. Auch der Wunsch nach einer einheitlichen Mittelschule an Stelle der Theilung in Gymnasium und Realschule wurde wiederholt ausgesprochen. Die letztere Reform brächte vor Allem den grossen Vortheil, dass nicht mehr für einen Knaben im 11. Jahre die Entscheidung getroffen werden müsste, welchen Berufsfächern er sich zuzuwenden hat, sondern dass diese Entscheidung erst an den 18—19jährigen Jüngling herantreten würde.

Auch der Versuch, die Mittelschulfrage als eine soziale Frage zu behandeln, wurde in einzelnen Fällen gemacht. Hier ist besonders das Referat des Professors v. Philippovich hervorzuheben. Er machte geltend, dass im Laufe der Zeit Zweck und Bestimmung des Gymnasiums andere geworden seien. Früher war es eine Vorbildungsanstalt für Geistliche, Beamte und Schriftsteller, welche von den Söhnen reicher Leute frequentirt wurde. Die Bildung, die dort vermittelt wurde, stand in engem Zusammenhang mit den Ideen und Anschauungen jener Kreise, die die geistige und materielle Herrschaft im Staat inne hatten. Mittlerweile sind andere Klassen zur Herrschaft gekommen, und wieder andere ringen um dieselbe. Alle wollen das öffentliche Leben beeinflussen und betrachten die Aufgaben der Menschheit von ihrem Gesichtspunkt aus. Nun will man darangehen, die Mittelschule mit all jenen Anforderungen und Aeusserungen des geistigen Lebens der Gesamtheit in Einklang zu bringen. Die Zustände in der Gesellschaft sind aber zu zerfahren, als dass sie eine einheitliche Bildung zulassen würden, und die Schule kann unmöglich einheitlich vorbereiten, was im Leben nicht einheitlich existirt.

„Deshalb,“ sagte Professor v. Philippovich, „halte ich eine Reform des Gymnasiums erst dann für möglich, wenn wir wieder uns durchgerungen haben werden zu einer solchen einheitlichen Bildung.“

Wann wird das sein? möchte man fragen, und wird je die Menschheit in ihrer ununterbrochenen Entwicklung und ihrem unausgesetzten Kampf plötzlich innehalten und sagen: Jetzt ist unser Leben, sind unsere Bestrebungen einheitlich; jetzt ist es Zeit, die Schule diesem Leben anzupassen? Und bis zu diesem sonderbaren Zeitpunkt soll, wo Alles sich ändert, Alles sich entwickelt, nur die Schule das bleiben müssen, was sie heute ist und was von so vielen Seiten schon jetzt als schlecht erkannt wurde?

Aber auch ohne mit diesen seinen Ausführungen übereinzustimmen, hatte man Grund, Professor v. Philippovich dafür dankbar zu sein, dass er Anregung zu einer Debatte über die soziale Seite der Frage gegeben hatte. Doch wurde diese Anregung nicht benutzt. Man ging auf diese Aeusserungen Philippovichs so wenig ein, als man auf eine andere

Forderung, die Sache auch von der sozialen Seite zu betrachten, die schon in der ersten Sitzung gestellt wurde, eingegangen war, so wenig als man den Hinweis eines Theilnehmers beachtete, der die Frage des Schulgeldes mit in die Debatte ziehen wollte.

Es herrschte eine entschiedene Scheu davor, die Frage nach der Reformbedürftigkeit der Mittelschule auch nur vorübergehend im Zusammenhang mit anderen Angelegenheiten zu betrachten, die in unser Kulturleben eingreifen. Es ist daher nicht erstaunlich, dass viele Fragen, die sonst noch während der Enquête aufgeworfen wurden, innerhalb dieses engen Rahmens, den sich die Majorität der Theilnehmer in stummem Einverständniss gezogen hatte, nicht nur keine Lösung, sondern auch keine gründliche Erörterung finden konnten.

In einigen Referaten wurde erwähnt, dass das Schülermaterial nicht sorgfältig genug ausgewählt, und dass zuviel Unbegabte an den Schulen geduldet werden. In einem oder zwei anderen Vorträgen wurde betont, dass die Lehrer sehr oft ungerecht, kleinlich und mürrisch seien, und dass daran vielleicht ihre Ueberbürdung und ungünstige materielle Lage Schuld trage. Dann wurde wieder gesagt, dass die Schüler sich langweilen, körperlich und psychisch leiden und die Schule hassen. Durch solche Aeusserungen fühlten sich die anwesenden Mittelschullehrer gekränkt. Sie suchten, indem sie die den Lehrern gemachten Vorwürfe zurückwies, darzuthun, dass die Mehrzahl der Schüler zugleich träge und unbegabt sei, und dass es dem Lehrer nicht möglich sei, in einer Klasse von 50 bis 60 Schülern allen Anforderungen, die hier gestellt wurden, zu genügen. Niemand aber zog aus all diesen Aeusserungen die am nächsten liegenden Konsequenzen.

Nach welchem Prinzip wird die winzige Minderzahl der Kinder gleichen Alters, die an eine Mittelschule kommen, ausgewählt? Nach ihrer Begabung nicht, das wurde allgemein anerkannt und ebenso allgemein wurde es beklagt. Sie werden ausgewählt zu allererst nach dem Geschlecht, dann nach dem Vermögensstand der Eltern, und schliesslich spielt noch das Berechtigungswesen seine unheilvolle Rolle, d. h. solche vermögende oder doch besser situirte Eltern, die sonst keinen Werth darauf legen würden, ihre unbegabten Söhne durch die Mittelschule zu pressen, thun es, um ihnen das Freiwilligenrecht, sowie manche andere Rechte zu sichern.

Sind das nun schon ausreichend Gründe, warum nicht nur begabte Schüler auf den Mittelschulen zu finden sind, so sind es doch bei Weitem nicht alle.

Wer anders als der Lehrer soll darüber entscheiden, ob ein Kind begabt ist? Er muss individualisiren können! ruft man von allen Seiten. Das ist leicht gesagt. In einer Klasse von 50—60 Knaben ist es unendlich schwer zu individualisiren.

Es wurde in einem Referat hervorgehoben, dass die begabtesten Kinder manchmal schwer lernen, weil sie viel Phantasie haben, und diese sie von dem Unterricht weit hinwegführt, andere wieder, weil sie der physischen Anstrengung des stundenlangen Stillsitzens nicht gewachsen sind. Wie aber soll der Lehrer all das wissen? Er hat genug damit zu thun, sich bei 50—60 Schülern davon zu überzeugen, ob sie ihre Lektion gelernt haben, und auch dieser Aufgabe ist er nicht immer gewachsen. Sich in feine psychologische Studien bei 60 Kindern zu vertiefen, dazu fehlt ihm wahrlich die Zeit. Die Folge davon ist, dass er die Leistungen der Schüler (denn nur von der Beurtheilung dieser kann die Rede sein) nach einem Schema beurtheilen muss. Das heisst aber soviel, als dass er ver-zopft, kleinlich und oft auch ungerecht vorgehen muss, ohne dass man ihn dafür verantwortlich machen darf. Man gebe ihm 10—20 Schüler zu unterrichten, und er wird es vielleicht meisterhaft thun. Dann wird er nicht nur in der Lage sein, zu ermassen, welche Kinder begabt und für den Besuch der Mittelschule geeignet sind, sondern es wird ihm dann auch möglich sein, den Unterricht den Fähigkeiten der Schüler genau anzupassen, ihre Aufmerksamkeit zu erzwingen und sich unausgesetzt zu überzeugen, ob ihre Leistungen die entsprechenden sind, und ob sie etwas lernen, wovon sich heute der Lehrer nur durch Stichproben zu überzeugen sucht, was den doppelten Nachtheil hat, dass dem Zufall ein breiter Spielraum gegeben ist, und dass auf diese Weise der Lehrer nur zu oft aus einem Freund der Jugend in einen Häfischer verwandelt wird, dessen Hauptbestreben dahingeht,

den ahnungslosen Sünder zu überfallen und zu verdonnern. Dass dieses System auf das Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler geradezu entsetzlich wirkt, dass es in den Kindern alle bösen Instinkte wachruft, kann wohl kaum geleugnet werden.

Durch eine geringe Schüleranzahl in den einzelnen Klassen könnten auch die Unterrichtsstunden wesentlich verringert werden, was für Lehrer und Schüler von unermesslichem Werth wäre.

Wenn Professor Gomperz darüber spottet, dass man den Unterricht in den klassischen Sprachen einschränken wolle, weil „einige Mütter nicht vertragen können, dass ihre Kinder noch um 10 Uhr Abends Aufgaben machen, die vielleicht am Nachmittag herumbummeln, oder weil andere nicht Klavier spielen können und dergl.“, so thut er Unrecht daran. Nach 4—5stündigem Stillsitzen und geistiger Ermüdung ist den Kindern einiges „Herumbummeln“ am Nachmittag dringend anzurathen, und wenn diese nothwendige Erholung zur Folge hat, dass sie um 10 Uhr noch Aufgaben machen müssen, so ist es wohl der Mühe werth, darüber nachzudenken, wie man ihre Arbeitslast vermindern könnte. Auch ist es wirklich bedauerlich, dass die Knaben, die das Gymnasium besuchen, heute vom Musikunterricht ausgeschlossen werden müssen, wenn ihre Gesundheit nicht Gefahr laufen soll.

Vielleicht wäre es auch wünschenswerth, dass dann die einzelnen Klassen in der Weise zusammengestellt würden, dass immer Schüler von ähnlich grosser Begabung gemeinsamen Unterricht genössen. Denn wenn es auch richtig ist, dass die ganz Unbegabten von der Mittelschule entfernt werden sollten, so giebt es doch immer Sehrbegabte und Minderbegabte, die sich zu gemeinsamem Unterricht nicht eignen, weil der Lehrer dann gezwungen ist, ein Tempo einzuschlagen, das für die Einen zu rasch und darum der Gründlichkeit des Erfassens und Behaltens abträglich, für die Anderen aber zu langsam ist und sie deshalb zu zeitweiliger Unthätigkeit und Langweile verurtheilt.

Bei einer so geringen Schülerzahl und so erleichterten Arbeitsbedingungen würden Lehrer und Schüler viel öfter als jetzt in ein engeres und herzlicheres Verhältniss zu einander kommen, und es würde nicht mehr Einer des Anderen mit Erbitterung gedenken und ihm in keiner Weise gerecht werden können, wie es uns die Enquête mehr als einmal zeigte.

Aber das läuft nun Alles hauptsächlich auf die leidige Geldfrage hinaus. Damit rühren wir an die Frage des Staatshaushaltes und damit wieder an hundert andere, die weit über den engen Raum hinausgehen, in dem sich die Enquête bewegt und bewegen will.

So viel aber scheint mir sicher zu sein: So lange der Staat nicht mehr Geld als bisher für Unterrichtszwecke aufwendet, werden nur die männlichen Kinder gutsituirter Eltern die Mittelschule besuchen, wird ein Individualisiren unter den Schülern und eine Auswahl nach ihrer Begabung nicht möglich sein, werden die Lehrer gezwungen sein, ihre harte Arbeit freudlos und mangelhaft zu verrichten, und wird niemals an die Stelle eines schematischen und geisttödtenden Unterrichtes eine lebendige, moderne und gesunde Jugendbildung treten.

## Der Kampf zwischen Hirten und Ackerbauern in der Kulturgeschichte.

Von

Giuseppe Salvioli.

(Palermo.)

Der Erste, der ein Stück Land einzäunte und dabei sagte: das ist mein Eigenthum, musste sich auch bewaffnen, um für das, was er sich eigentlich widerrechtlich angeeignet, kämpfen zu können. Von diesem Augenblick an entbrannte der Streit zwischen den Vielen, die freies Land für Alle, und den Wenigen, die das Eigenthumsrecht des Einzelnen auf den Boden verfochten.

Die ersten Horden waren gebildet aus Jägern und Hirten, und sie suchten als Nomaden von Landstrich zu Landstrich die guten Jagd- und Weideplätze. Mit der Bildung der Familien und Stämme, durch die häufigen Seuchen und

durch Hungersnoth veranlasst, versuchten nun Einzelne sich in besonders günstigen Gegenden fest niederzulassen und das Land zu bebauen. Nach der griechischen Sage liessen sich die ersten Ackerbauer in den cleusischen Feldern nieder, da stand auch die Tenne des Triptolemos, der als der Erfinder des Ackerbaues der Gegenstand eines besonderen Heroenkultus wurde.

Während aber Triptolemos, der Liebling der Demeter, den Getreidesamen, den die Göttin ihm geschenkt, pflanzte und das Feld bebaute, hatten die Ackerbauer beständig gegen die Nomaden zu kämpfen, die sich in ihrem Recht auf den freien Genuss des glücklichen Landes eingeschränkt sahen. Demeter traf noch viele Menschen, die sich der Einführung der Kultur direkt widersetzen und sie nicht anerkannten. So fiel Erysichthon, der Sohn des Triopas, in die von Demeter kultivirten Gefilde ein, vernichtete die Felder und richtete unsäglichen Schaden an. Die Göttin bestrafte ihn darauf mit unstillbarem Hunger.<sup>1)</sup>

Die Feinde der Göttin waren naturgemäss diejenigen Hirten, die freies Land und unbeschränkte Freizügigkeit haben wollten. Sie glichen den Nomaden unserer Zeit, den Arabern, Somali, Kirghisen, Mongolen u. s. w., die es für unwürdig halten, der Erde die Nahrung abzurufen, die ihre Herden ihnen gleichsam umsonst geben. Sie hassen die Ackerbauer, die ihnen nur noch unfruchtbares Land, Fiebergegenden und Wildnisse überlassen. In Amerika siedelten sich die Einwanderer immer gerade an den besten Weideplätzen der Indianer an, und dasselbe berichtet Humboldt von den Ansiedelungen in Mexiko. Der Ackerbau trat an die Stelle des Hirtenwesens.

Aber die Hirten liessen sich nicht so ohne Weiteres verdrängen. Die Geschichte des Privatbesitzes ist zugleich eine Geschichte von blutigen Kämpfen. Die Hirten widersetzen sich der Einführung des Ackerbaues. Diodorus Siculus erzählt, dass die Araber den Ackerbau für ein todeswürdiges Verbrechen hielten. Es ist auch heute noch bei den Nomadenvölkern Gesetz, dass kein Land dem ganzen Stamm entzogen werden darf, dadurch, dass ein Einzelner es bebaut. Bei den Karagassen geben die Reichen, die Vuama, den Armen Milch, verbieten ihnen aber, die Erde zu bearbeiten oder Korn zu säen. In Tasmanien und in Zentralasien bei den Kosaken am Don, bei den Kirghisen, den Mongolen, bei den Nomaden auf Sumatra, den Jägern auf Neu-Holland, den Wedda auf Ceylon, den Buschmännern, überall wird der Versuch der festen Ansiedelung mit dem Tode bestraft.

Da aber der Ackerbau unter gewissen Voraussetzungen eine direkte Nothwendigkeit wird, gelang es den Ackerbauern trotz aller Angriffe sich zu halten. Zuerst waren sie im Kampfe sehr unbeholfen, dann verbanden sich die einzelnen Familien unter einander, siedelten sich neben einander an und stellten sich den immer kampfbereiten Hirten gemeinsam entgegen.

Auch die jüdische Geschichte beginnt mit dem Kampf zwischen Hirten und Ackerbauern. Abel, der Hirte, erliegt der Kampfplust des Ackerbauers Kain. In dem schrecklichen Bruderkrieg ist der Kampf der ganzen Kulturgeschichte dargestellt.

Diese Rivalität wird auch in der ägyptischen Geschichte erwähnt. Die ägyptischen Hirten hassten die Ackerbauer und wurden von ihnen gehasst. So hat man die Stelle in der Genesis: XLVI, 31—34, zu erklären, die so lange,

<sup>1)</sup> Ovid: Metamorphosen, VIII, 740.

weil man den Zusammenhang der ursprünglichen Ursachen nicht erfasst hatte, missverstanden wurde. Jene Hirten dürfen nicht mit der Dynastie der Hyksos verwechselt werden, die um 1080 v. C. in Egypten einfielen und von den Egyptern so sehr gehasst wurden, wie auch die Juden und alle Völker, die aus Asien kamen. Die Genesis bezieht sich auf die Hirten, die von den Egyptern nach den ungesunden Gegenden von Nieder-Egypten verdrängt worden waren. Die Egypter, die berühmten Ackerbauer, hatten jenen nur die sumpfigen Niederungen überlassen, sie mussten daher stets gegen das nach ihrer Auffassung unverschämte Gesindel der Verdrängten kämpfen; noch die Römer hatten beständig gegen die Rebellen zu kämpfen.<sup>2)</sup>

Die Kämpfe zwischen den semitischen Nomaden im Osten, den Libyern im Westen füllen die ägyptische Geschichte aus. Der arme Fellah von 5000 Jahren früher arbeitete für die räuberischen Hirten, zuerst die Semiten, dann die Araber, und ergibt sich resignirt jedem Bedrucker.

Alle Bewegungen im Innern Afrikas hängen damit zusammen, dass Hirten sesshafte Stämme vertreiben. Diese werden das Opfer der Einfälle der Araber, Somali, Matabelen etc. Sogar der friedliche Chinese ist keinen Augenblick vor Einfällen sicher, und derselbe Kampf spielt sich in Zentralasien ab: freie Weide gegen eingefriedetes Gebiet.

In der römischen Gesetzgebung spricht man ebenfalls von diesen Kämpfen in Bezug auf die arabischen Provinzen.<sup>3)</sup> Man warf in die Felder der Anderen Steine und drückte damit das Urtheil aus, dass sie nicht weiter bauen dürfen. Wer so gewarnt wurde, entfloh, um der Todesstrafe und der Verfolgung zu entgehen. Die Römer wollten in Arabien den Ackerbau beschützen und bestrafte ihrerseits das Steinewerfen mit dem Tode. Man hat verschiedene Erklärungen für das Steinewerfen gesucht, ohne die Sache wirklich zu erläutern. Dasselbe ist aber aus dem Antagonismus zwischen Hirten und Ackerbauern leicht zu erklären. Es sind die Hirten, die auf die Felder Steine werfen, die abgeschlossen und der allgemeinen Benutzung entzogen werden sollen. Auch Mahomed untersagt<sup>4)</sup> die Bebauung von Weideland.

In der römischen Zeit spielten sich dieselben Kämpfe gegen die Sarden<sup>5)</sup> ab. Es gelang den Römern nicht, die Bergsarden zu besiegen, sie erlangten aber von ihnen das Versprechen, die römischen Kulturen nicht weiter zu schädigen.<sup>6)</sup> Eine römische Inschrift erwähnt einen Consul, der derartige Kämpfe beilegte. Livius spricht von der grossen Zahl der Hirten in Süditalien und berichtet, dass der Consul Posthumius deren 7000 erschlagen hat.

Klar tritt diese Feindseligkeit auch in der Bibel zu Tage, man kämpfte um Länder und Brunnen. Die Juden, die sich der Landwirthschaft widmeten, mussten ihre Gebiete durch Festungen, ihre Weinberge durch Thürme und Mauern schützen. Aehnliches berichten Diodorus und Strabo über die Aethiopier und Afrer.

Dann kommen die Kompromisse: die Hirten erlauben den Ackerbau und verlangen dafür einen Theil der Erträge; so halten es einige afrikanische

<sup>2)</sup> Heliodori Aethiopia, II, 5.

<sup>3)</sup> l. 11 Dig. XLIX 11.

<sup>4)</sup> Sura 2 und 17.

<sup>5)</sup> Diod. V, 14.

<sup>6)</sup> Tacit. Ann. II, 85.

Stämme;<sup>7)</sup> aber es ist den Ackerbauern immer noch nicht ein Recht auf die Occupation des Bodens eingeräumt. Die Rothhäute setzen einen Zeitraum fest, in dem sie den Ackerbau gestatten. Solche Kompromisse bezeichnen einen Uebergang vom freien Hirtenthum zum festen Besitz. Das Land kann immer wieder entzogen werden, und so herrscht da, wo die Hirtenbevölkerung dominirt, nicht Besitz, sondern Nutzniessung des Bodens vor. Bei den Arabern und Kalmücken erhält man das Recht, das Land zu bebauen, auf ein Jahr.

Nach dem betr. Gesetz in Wales<sup>8)</sup> wird das Ackerland unter den Schutz des Kreuzes gestellt, um es vor den Einfällen der Herdenbesitzer zu bewahren. Die Religion ist der Wächter nicht des Eigenthums, sondern der Arbeit, denn nach einem Jahr erlischt der Schutz ebenfalls. Hier, wie im nordischen Recht, können die Schafe überall weiden, und Niemand darf sich dieselben aneignen. Die Ackerbauerfamilien bilden eine Art Klientenschaft der Hirten, denen sie Dienste und Abgaben leisten, um gesichert auf ihrem kleinen Besitz wohnen zu können. Die ersten Ackerbauer sind die Armen, die von den Reichen, den Hirten, ihr Kapital, das Vieh erhielten und den Reichen dafür die Erstlinge des Feldes geben mussten. Der Ackerbau bedeutete also die Emanzipation der Armen, die zur Zeit des Hirtenlebens die Diener der Reichen waren. Die Reichen, um sich von der Verpflichtung, die Anderen zu erhalten, frei zu machen, traten ihnen oft kleinere Gebiete ab, sie warfen damit eine Last von sich, aber sie schwächten sich auch dabei gleichzeitig in ihrer Stellung als grosse Besitzer und Herren.

Man kann leicht die Konsequenzen dieses Vorganges ziehen. Vom Gefühlsstandpunkt aus betrachtet, dass die futterspendende Erde dem Vieh gehört, wäre jede Aneignung derselben durch den Menschen eine Gewaltthat, dagegen kann man erstens den arabischen Standpunkt anführen, dass Diebstahl eine erlaubte Handlung sei, und zweitens, dass das Weiden auf den abgemähten Feldern Allen zukommt.<sup>9)</sup> Das Recht der Hirten, dass zu einem gewissen Zeitpunkt das Feld für die Schafe überall frei ist, wird von allen alten und mittelalterlichen Gesetzgebungen anerkannt, es besteht auch heute noch in Russland. Es ist die *vaine pâture* Frankreichs vor 1789.

Wir wagen nicht, aus diesen ersten Angaben Konsequenzen zu ziehen. Das Argument ist noch neu. Diese Thatsachen illustriren aber die Art und Weise, wie sich die erste Besitzergreifung des Bodens gestaltete. Wo der ganze Stamm zu Ackerbauern wurde, herrschte im Dorf der Kommunismus, in den anderen Fällen, wo das Hirten- und Nomadenleben weiter bestand, war das Eigenthum noch eine prekäre, vielfach bestrittene Sache.

Schliesslich wurden die Hirten direkt von den Ackerbauern eingeschlossen. Sie versuchten noch oft, ihre Stellung wieder zu erobern. Wir haben die Aufstände der Bagauden im II. Jahrhundert, die der Hirten in den Puglien im XVI. und die Insurrektionen in Frankreich 1214, 1256, 1320; sie hatten alle den Zweck, die Erde für sie Alle frei zu machen, und die Hirten fielen für diesen Gedanken, wie sie es ehemals im Alterthum gethan.

7) Burton: Lake Regions of Central-Africa. 1860, II, 366.

8) Walter: Das alte Wales. 1859, p. 425.

9) Lex Baiuw. XII, 9.

# Was man von Vico lernt.

Von

George Sorel.

(Boulogne s. S.)

Unter allen Philosophen, die vor Marx über Geschichte geschrieben haben, ist keiner, dessen Werk so des Studiums werth ist, wie Vico. Ich habe vor einiger Zeit die Aufmerksamkeit der französischen Sozialisten auf die Theorien des grossen italienischen Denkers gelenkt;<sup>1)</sup> und ich möchte auf denselben Gegenstand zurückkommen, um einige Punkte besser zu beleuchten.

Ein sehr grosser Theil der *Scienza nuova* ist werthlos; das Prinzip der idealen Geschichte kann nicht mehr in dem Sinne, den Vico ihr zuschreibt, verstanden werden. Die *corsi* und *ricorsi* existiren nicht; aber der grosse neapolitanische Philosoph hat sehr gut bemerkt, dass es in der Geschichte eine gewisse „Einheit der Substanz“ giebt, und er hat gesehen, dass die Folge der Erscheinungen von den Gesetzen, welche die Beständigkeit der psychologischen Folgereihen festlegen, regiert wird. Ueberall findet man den regelmässigen und unumstösslichen Uebergang vom Instinktiven zum Intellektuellen, von der Sonderempfindung zur allgemeinen Idee, von der utilitären Wildheit zum Wohlwollen, von der Autorität zur Gerechtigkeit, von der geheiligten Formel zum vernünftigen Recht, von der Handlung zur Wissenschaft etc.

Vico hat sich nur gefäuscht, indem er glaubte, dass in ein und derselben Periode, in ein und demselben corso der idealen Geschichte diese Bewegungen nur einmal entstehen können, und dass sie nur nach einer von der Vorsehung herbeigeführten Katastrophe zur Verjüngung der Welt wiederbeginnen können. Die besser unterrichtete moderne Psychologie lehrt uns, dass diese Bewegungen fortwährend existiren und sich in jedem Augenblick, in allen Phasen ihrer Entwicklung wiederfinden: Es giebt immer psychologische Folgereihen, welche von dem Instinkt, der Handlung etc. ausgehend beginnen. So sind die providentiellen Katastrophen nicht mehr nöthig, um die Kontinuität der Geschichte zu begreifen; sie werden von unbewussten Interventionen ersetzt, welche die Menschheit auf unbestimmte Zeit hinaus verjüngen können. Diese Verjüngungen können entweder in kontinuierlicher Weise, durch regelmässige Erneuerung der abgenutzten Dinge hervorgebracht werden (sozialen Evolution), oder in plötzlicher Art, infolge Anhäufung erneuernder Ursachen (Revolution).

Hervorgehoben muss werden, dass für Vico die erste Phase der Entwicklung diejenige ist, in welcher die Entdeckung der für das materielle Leben nothwendigen oder nützlichen Künste stattfindet, und dass diese Phase vom Zufall beherrscht wird. Dieser Standpunkt ist ausserordentlich wichtig für den materialistischen Geschichtsschreiber. In der That, wenn wir diese These mit der neuen Auslegung des Verlaufs der idealen Geschichte kombiniren, so dürfen wir uns nicht wundern, an der Basis aller Entwicklung ein erstes System zu finden, welches sich fast vollständig der Vernunft, der spezifischen Thätigkeit des Geistes entzieht —; es ist das Produktionssystem des materiellen Lebens, das fortwährend durch die unvorhergesehensten Entdeckungen erneuert wird. Man braucht daraus nicht zu schliessen, dass jede Erneuerung der sozialen Struktur der Erfindung neuer produktiver Kräfte untergeordnet ist. Diese Erneuerung kann von jeder primitiven, vom Unbewussten beherrschten Form ausgehen. Es kann also Epochen geben, in denen die technischen Veränderungen eine hervorragende Wichtigkeit für die Geschichte haben, und wieder andere, in denen sie wenig wichtig sind. Andler hat auf die Schwierigkeiten aufmerksam gemacht, welche die Erklärung der alten Revolutionen durch Einführung neuer Produktivkräfte bietet.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> *Devenir social*, Okt., Nov., Dez. 1896.

<sup>2)</sup> *La conception matérialiste de l'histoire d'après M. Antonio Labriola*, in der *Revue de métaphysique et de morale*, September 1897. Dieser Artikel ist sehr wichtig für die Diskussion der marxistischen Thesen.



Dank der Vicoschen Theorie sehen wir noch, dass zwei Arten von Möglichkeiten sich in der Geschichte offenbaren: unten der Zufall, der jede Intervention des Unbewussten charakterisirt, oben die Freiheit des Geistes.

Man hat manchmal vorausgesetzt, dass in der künftigen Welt die Oekonomie nicht mehr sein wird, was sie heute ist, und dass die Herrschaft der Intelligenz vollständig verwirklicht werden wird. Engels hat diese Hypothese zu der seinen gemacht; ohne die Achtung vor diesem grossen Forscher zu verletzen, muss aber konstatiert werden, dass diese Hypothese jeder wissenschaftlichen Grundlage entbehrt. Zu seiner Zeit war die Psychologie der Empfindungen noch in der Kindheit, und er konnte sich nicht von der wichtigen Rolle, die das Unbewusste in der Geschichte spielt, Rechenschaft ablegen. Vico bringt uns hier eine schätzbare Lehre für die materialistische Geschichte.

Vico hat ein äusserst wichtiges Gesetz über den Ursprung der allgemeinen Ideen ausgesprochen; er hat entdeckt, dass sie sich auf die Praxis des politischen Lebens gründen; „vom Marktplatz Athens gingen die Prinzipien der Metaphysik, der Logik und der Moral aus.“ Er hat ferner ein anderes, sehr fruchtbares Prinzip gezeigt, welches Prof. Flach in seinen Vorlesungen im Collège de France 1896/97 entwickelt hat: Die Konstitution der Familie hängt von der Auffassung ab, die eine Epoche von den politischen Rechten der Individuen hat. Diese Theorie ist sehr wichtig für den Sozialismus, welcher so (auf die Wissenschaft und nicht auf die Phantasie sich stützend) grosse Hoffnungen auf die künftige Umwandlung des Familienrechts gründen kann.

Nach Vico geht das Recht von einzelnen Urtheilen aus, um zu allgemeinen Regeln zu gelangen. Bei uns Franzosen, deren Zivilrecht strikt kodifizirt ist, hört das Verwaltungsrecht nicht auf, sich zu vervollkommen, indem es von einzelnen, von der Jurisprudenz gedeuteten Urtheilssprüchen ausgeht. In der Kriminaljustiz urtheilen die Geschworenen unabhängig von jedem juridischen System über individuelle Fälle und im Verhältniss zu der von den Verbrechen verursachten Erregung: Ihre Entscheidungen gehören zu den niederen Phasen der Entwicklung und dienen dazu, das Recht zu verjüngen. Es ist unwahrscheinlich, dass man in Frankreich die Befugnisse der Geschworenen auf Zivilsachen ausdehnen wird, es zeigt sich aber eine scharfe Tendenz, Kommissionen von Leuten, welche dem juristischen Stande fremd sind, zu bilden, (Gewerberäthe, Arbeitsräthe, Schiedsgerichte), um über Privatsachen, welche den Gesetzbüchern nicht unterliegen, zu entscheiden. Diese Kommissionen arbeiten an der Bildung eines neuen Rechts, wenn sie regelmässig funktionieren.

Der Fortschritt des Kriminalrechts führt überall eine Milderung der Strafen herbei. Vico bemerkt, dass diese Milderung daran liegt, dass die Strafen nicht mehr kraft der Staatsraison auferlegt werden, dass die Menge infolge ihrer Schwäche zu Mitleid geneigt ist und dass das Volk nur Einzelurtheile versteht. Diese Theorie ist sehr wichtig und verdiente wohl entwickelt zu werden: Der neapolitanische Philosoph hat sehr gut verstanden, dass jedes von einem Herrscher oder seinen Delegirten ausgesprochene utilitarische Urtheil nothwendig grausam ist; dass ist ein Hauptpunkt der Kriminal-Soziologie. Er hat auch erathen, dass in aufgeklärten Perioden der Volksrichter sich mit dem Angeklagten identifizirt (das ist das Prinzip jedes Mitleids) und die inkriminirte That so beurtheilt, als hätte er sie selbst begangen, so dass er über seine eigene Person richtet, indem er über den Verbrecher richtet. Jeden Moment aber erscheinen plötzlich primitive Phasen wieder, sobald die Furcht sich der Gesellschaft bemächtigt und die Nützlichkeitsmotive überwiegen. So offenbart sich vor allen Augen die Wirklichkeit der Mischung der verschiedenen Entwicklungsstadien, welche Vico nicht erkannt hatte.

Die Geschichte vollzieht sich in Gruppenkämpfen. Vico hat aber eingesehen, dass diese Kämpfe nicht alle von gleicher Art sind, was die zeitgenössischen Marxisten oft vergessen. Es giebt Konflikte, die den Zweck haben, sich der politischen Gewalt zu bemächtigen, um die Hilfsquellen zu exploirtiren, welche die Ausbeutung des Arbeiters der Macht liefert; es giebt andere, um Rechte zu erwerben. Diese letzteren Kämpfe dürfen allein in Betracht kommen, wenn man im Marx'schen Sinne von Klassenkämpfen spricht. Es wäre, um Missverständnisse zu vermeiden, vielleicht gut, diese mit dem Ausdruck:

Klassenkampf ums Recht zu bezeichnen, um zu zeigen, dass sie als Prinzip die Existenz von Konflikten zwischen juristischen Auffassungen haben. Nur, wenn in der That entgegengesetzte juristische Auffassungen in den Gruppen entwickelt sind, kann man im Marx'schen Sinne sagen, „dass die Klassen für sich existiren“, und dass ihr Kampf politisch ist.

Vico hat die Empfindungen als das Prinzip der idealen Geschichte betrachtet. Er hat sie in Tabellen klassifizirt, welche heute wenig Interesse haben, weil Empfindungen nicht einfache Dinge, nicht Elemente sind. Marx hat die Komplizirtheit des historischen Problems besser verstanden, wenn er verlangt, dass man die Bedürfnisse, die zu ihrer Befriedigung bestimmten Produktionsmittel, die Erträge, welche aus den Existenzmitteln resultiren, untersuche und diese Untersuchung durch die selbstverständliche Frage: „Was für Menschen kommen da in Betracht?“ auf ihre Richtigkeit hin prüfe. Aus diesen Betrachtungen geht hervor, dass die Geschichte nicht von den logischen Entwicklungen eines Prinzips regiert sein kann, sondern, dass sie von unendlich mannigfaltigen Umständen abhängt, dass überall lediglich die Möglichkeit bestimmt ist, und dass alle thatsächlichen Änderungen beherrscht, aus den in den jeweilig aktiven Gruppen entstandenen Empfindungen resultiren.

Die Möglichkeit wird noch auffallender vergrößert durch die Dazwischenkunft der entscheidenden Individuen. Vico beschränkt sich darauf, zu zeigen, wie ihre Charaktere mit den Revolutionen, an denen sie theilnehmen, in Beziehung stehen. Er zeigt uns so, dass die Rolle dieser Individuen auf dieselbe Weise beurtheilt werden muss, wie die Rolle der aktiven Gruppen, d. h. vom Standpunkt der Psychologie der Empfindungen aus. Damit ist genügend gesagt, dass ihre Dazwischenkunft sich jeder logischen Regel entzieht.

Der historische Materialismus bringt dazu keine neuen Beiträge; für ihn sind die entscheidenden Männer die Erfinder, und die aktiven Gruppen die Handelsspekulanten; diese wirken auf die Oekonomie und auf die ganze soziale Struktur ein, aber nur wie blinde Mächte, die etwas ganz Anderes verwirklichen, als sie gewollt haben.

Die politischen Verwandlungen, welche von Zeit zu Zeit die Grundlage des Rechtes erneuern, erscheinen niemals in der Form wirklicher Katastrophen. Sie sind das Resultat einer langen Vorbereitung, welcher der Geschichtsschreiber in allen ihren Details folgen muss. Unsere Macht ist nicht unwichtig für die Zukunft vom folgenden Standpunkt aus: In einem gewissen Maasse wird die zukünftige Gesellschaft wollen, was wir sie zu wollen vorbereitet haben. Wir wollen uns also nicht zu sehr auf die Wunder verlassen, welche die Diktatur des Proletariats hervorbringen könnte, diese Vorsehung einiger zu sehr an dem Buchstaben der Marx'schen Schritten haftenden Marxisten. Hier kann Vico uns auch als Führer dienen.

Das Recht hat seine Veränderungen immer durch Vergleiche bewirkt; Vico betrachtet diese Vergleiche als nothwendig. Seit einigen Jahren hat sich eine grosse Aenderung in den Geistern vollzogen; die Sozialisten verachten nicht mehr so wie früher die kleinen Reformen; sie bemühen sich ins politische Leben der gegenwärtigen Gesellschaft einzutreten, um Programme zu verwirklichen, die mit der Existenz des Kapitalismus vereinbar sind; es scheint, dass die offiziellen Repräsentanten des Marxismus die Gewerkschaften und die Kooperationen nicht so sehr verachten, wie früher. Ueberall beschäftigt man sich damit, einen Druck auf die öffentlichen Gewalten auszuüben, um bessere Lebensbedingungen für den Arbeiter zu erlangen. Diese Verbesserungen bilden alle Vorbereitungen für eine neue Ordnung der Dinge, und das sind Vergleiche.

Diese neue Taktik wird die Sozialisten veranlassen, eine Frage wieder aufzunehmen, die sie sehr vernachlässigt hatten: die Frage der Umwandlungen des Rechts. Man kann nicht mehr schlankweg lehren, dass das Recht nur die reine und einfache Kodifikation des Willens der stärksten Partei ist. Auch die Auffassung Vicos ist hier sehr ungenügend; ich will sie deshalb nicht diskutieren, ich will nur auf das Problem aufmerksam machen und hervorheben, dass nach dem grossen neapolitanischen Denker jede Revolution eine juristische Umwandlung ist, die durch das Recht erklärt werden muss. Das ist ein Prinzip, welches die Schüler Marx' vielleicht bald werden acceptiren müssen.

## Vier Gedichte.

Von

Hugo von Hofmannsthal.  
(Wien).

### Erlebniss.

Mit silbergrauem Dufte war das Thal  
Der Dämmerung erfüllt, wie wenn der Mond  
Durch Wolken sickert. Doch es war nicht Nacht.  
Mit silbergrauem Duft des dunklen Thales  
Verschwammen meine dämmernden Gedanken,  
Und still versank ich in dem webenden  
Durchsicht'gen Meere und verliess das Leben.  
Wie wunderbare Blumen waren da  
Mit Kelchen dunkelglühend! Pflanzendickicht,  
Durch das ein gelbroth Licht wie von Topasen  
In warmen Strömen drang und glomm. Das Ganze  
War angefüllt mit einem tiefen Schwellen  
Schwermüthiger Musik. Und dieses wusst' ich,  
Obgleich ich's nicht begreife, doch ich wusst es:  
Das ist der Tod. Der ist Musik geworden,  
Gewaltig sehnend süß und dunkelglühend,  
Verwandt der tiefsten Sehnsucht.

Aber seltsam!

Ein namenloses Heimweh weinte lautlos  
In meiner Seele nach dem Leben, weinte  
Wie Einer weint, wenn er auf grossem Seeschiff  
Mit gelben Riesensegeln gegen Abend  
Auf dunkelblauem Wasser an der Stadt,  
Der Vaterstadt vorüberfährt. Da sieht er  
Die Gassen, hört die Brunnen rauschen, riecht  
Den Duft der Fliederbüsche, sieht sich selber,  
Ein Kind, am Ufer stehn, mit Kindesaugen,  
Die ängstlich sind und weinen wollen, sieht  
Durch's offene Fenster Licht in seinem Zimmer —  
Das grosse Seeschiff aber trägt ihn weiter  
Auf dunkelblauem Wasser lautlos gleitend  
Mit gelben fremdgeformten Riesensegeln.

\*

\*

\*

### Ballade des äusseren Lebens.

Und Kinder wachsen auf mit tiefen Augen,  
Die von nichts wissen, wachsen auf und sterben,  
Und alle Menschen gehen ihre Wege,

Und süsse Früchte werden aus den herben  
Und fallen Nachts wie todte Vögel nieder  
Und liegen wenig Tage und verderben,

Und immer weht der Wind, und immer wieder  
 Vernehmen wir und reden viele Worte  
 Und spüren Lust und Müdigkeit der Glieder,

Und Strassen laufen durch das Gras, und Orte  
 Sind da und dort, voll Fackeln, Bäumen, Teichen,  
 Und drohende, und todtenhaft verdorrte . . .

Wozu sind diese aufgebaut? Und gleichen  
 Einander nie? und sind unzählig viele?  
 Was wechselt Lachen, Weinen und Erbleichen?

Was frommt das alles uns, und diese Spiele,  
 Die wir doch gross und ewig einsam sind  
 Und wandernd nimmer suchen irgend Ziele?

Was frommt's, dergleichen viel gesehen haben?:  
 Und dennoch sagt der viel, der Abend sagt,  
 Ein Wort, daraus Tiefsinn und Trauer rinnt,  
 Wie schwerer Honig aus den hohlen Waben.

\*                     \*                     \*

### Gesellschaft.

Sängerin:

Sind wir jung und sind nicht alt,  
 Lieder haben viel Gewalt,  
 Machen leicht und machen schwer  
 Ziehen Deine Seele her.

Fremder:

Leben giebt es nah und fern,  
 Was ich zeige seht ihr gern,  
 Nicht die Schwere vieler Erden,  
 Nur die spielenden Geberden.

Junger Herr:

Vieles was mir Freude schafft  
 Kommt hier herangeflogen,  
 Aber gar so geisterhaft:  
 Glücklich, bin ich wie betrogen!

Dichter:

Einen hellen Widerschein  
 Sehe ich im Kreise wandern,  
 Spürt auch jeder sich allein,  
 Spürt sich doch in allen andern.

Maler:

Und wie zwischen leichten Lichtern  
Flieget zwischen den Gesichtern  
Schwachtes Lachen hin und her.

Fremder:

Lieder machen leicht und schwer!

Dichter:

Lieder haben grosse Kraft,  
Leben giebt es nah und fern.

Junger Herr:

Was sie reden hör' ich gern,  
Sei es immer geisterhaft.

### Weltgeheimniss.

Der tiefe Brunnen weiss es wohl.  
Einst waren alle tief und stumm  
Und alle wussten drum.

Wie Zauberworte, nachgelallt  
Und nicht begriffen in den Grund,  
So geht es jetzt von Mund zu Mund.

Der tiefe Brunnen weiss es wohl.  
In den gebückt, begriff's ein Mann,  
Begriff es und verlor es dann.

Und redet irr und sang ein Lied.  
Auf dessen dunklen Spiegel bückt  
Sich einst ein Kind und wird entrückt.

Und wächst und weiss nichts von sich selbst  
Und wird ein Weib das Einer liebt  
Und — wunderbar wie Liebe giebt!

Wie Liebe tiefe Kunde giebt! —  
Der wird an Dinge dumpf gehaut  
In ihren Küssen tief gemahnt.

In uns'ren Worten liegt es drin  
— So tritt des Bettlers Fuss den Kies  
Der eines Edelsteins Verliess —

Der tiefe Brunnen weiss es wohl.  
Einst aber wussten alle drum,  
Nun zuckt im Kreis ein Traum herum.

# Hugo von Hofmannsthal.

Von  
Ria Claassen.

(München.)

Es ist nur wenige Jahre her, etwa seit dem Beginn dieses Jahrzehnts, dass diese neue Dichtkunst unter uns auftauchte, über deren einen Hauptvertreter hier Einiges zu sagen versucht sein soll. Freilich ist sie auch in dieser Zeit kaum im wirklichen Sinne hervorgetreten, denn sie sucht im Allgemeinen die Oeffentlichkeit nicht auf, sondern sie lässt sich aufsuchen, und die Blätter für die Kunst, welche ihr eigentliches Organ bilden, erscheinen bis jetzt immer noch für einen geschlossenen Leserkreis.

Es ist nicht leicht auszudrücken, worin denn das völlig Andersartige dieser Kunst gegen all unsere frühere Dichtkunst besteht. Wenn man versucht, über das unzweifelhafte Gefühl davon ins Klare zu kommen, so drängt sich einem zunächst etwa das auf, dass sie offenbar, wie keine Kunst vor ihr, ein ganz reiner Ausdruck des veränderten Weltbildes ist, welches wir aus der modernen philosophischen und der modernen Naturerkenntnis empfangen. Ich meine jene Erkenntnis, die, wie früher den idealistischen, nun auch den materialistischen Dogmatismus aufgegeben hat und all unseren Besitz an Wirklichkeit in die inneren Vorgänge setzt, welche in uns in ewigem Wechsel und Fluss sich erhalten, sowie in die Formen, worin sie auftreten: eine Einsicht, aus der die ganze Grösse des Daseins fast unerträglich auf uns eindringt, ohne je der inneren Anschauung ein Greifbares zu bieten, worauf sie ausruhen könnte. Von dieser Grundanschauung nun, welche sonst noch so wenig wirklich lebendig geworden ist, erscheint mir diese Dichtkunst beherrscht. Und Hugo von Hofmannsthal, der in so hohem Grade auch allseitiger dichterischer Geist ist, wo die Anderen nur Künstler sind und sein wollen, zieht die dadurch gegebene Stimmung sehr oft geradezu in den Kreis seiner künstlerischen Behandlung. So in der Ballade des äusseren Lebens, in der er, in ein paar raschen Bildern, das unbegreifliche Wechselspiel desselben wie in spielender Anmuth an uns vorbeihuschen lässt. Oder, in anderer Weise, in jenen herrlichen Terzinen: „Wir sind aus solchem Zeug, wie das zu Träumen,“ worin es von den Träumen in uns heisst:

„Das Innerste ist offen ihrem Weben;  
Wie Geisterhände im versperrten Raum  
Sind sie in uns und haben immer Leben.

Und Drei sind Eins: ein Mensch, ein Ding, ein Traum.“

Er liebt für dies „Schwebende, Vielnamige, Wesenlose“, hinter dem „die ungeheuren Abgründe des Daseins“ liegen, das Bild des Springbrunnens, der uns in Myriaden „immer neuer, immer fremder“ Tropfen den bleibenden Strahl vorlügt. Oder, für unser Gefühl davon, das Gleichnis des Schwimmers, der, im Strom der untergehenden Sonne nachschwimmend, „zwischen so ungeheurer Bereicherung, so unwiderbringlichen Verlusten, sein Auge nicht gross genug, Alles aufzufassen, seiner selbst unsicher wird und nur eines gewaltigen Daseins grenzenlos versichert.“

Ich denke hierbei auch an den Weissen Fächer, ein Zwischenspiel, wie Hofmannsthal es nennt, worin an zwei Menschenschicksalen, die nur leicht aufeinanderprallen, um sich zu einem zu vereinen, — so weit sie auch im

Anfang von einander waren, — das haltlos Gleitende des Lebens gezeigt wird, unendlich zart, „mit einem heitern, einem nassen Auge“ sozusagen: „Man muss sich in Acht nehmen, denn fast nichts, das ist der ganze Stoff des Daseins . . .“

„ . . . Auf einem Wasser, welches fließt, der Schatten  
Von Wolken ist ein minder nichtig Ding  
Als was wir Leben nennen . . .“

Zum Spiegelbild des schwindelnd ungeheuren Daseins, welches doch „fast nichts“ ist da, wo man es greift, will Hofmannsthal seine alles offenbarende und leicht gleitende Kunst machen; und er als der Einzige, seit den namenlosen Dichtern unserer alten Volkslieder, als der Einzige auch unter seinen Genossen, hat diese Leichtigkeit, die nöthig ist, das Schwerste zu offenbaren. Das „schwerlose Gebild“ aus Worten,“ die „von Licht und Wasser triefen“, will er schaffen mit der überwachten Empfindlichkeit seiner Poesie — als den „Preis des dahingegebenen Lebens“.

Es werden also nicht so sehr die Dinge selbst sein, die in dieser Kunst zur Erscheinung kommen, sondern, als das Wesentlichere, die Eindrücke davon. Und auch sie werden nicht an sich etwas bedeuten, sondern nur, soweit sie sich fangen lassen im künstlerischen Ausdruck. Denn je unsicherer das Ausdrückende, desto mehr muss der Ausdruck selbst zum einzig greifbaren Halt werden. Und da eben nur der indirekte, der sinnbildliche Ausdruck jenes geheimnisvolle Mehr in sich aufzunehmen vermag, das über die starre, bloss begriffliche Bezeichnung eines Dinges hinausgeht, so musste er wohl zum Kern und Wesen ganz besonders dieser Poesie werden, — und musste sich der nach festem Maass und klarer Begrenzung dürstenden Seele hier als einzige Erlösung aus der Flucht der Erscheinungen, als einzige Beruhigung innerhalb derselben darbieten.

„Mit dem ungeheueren Gemenge,  
Das er selbst im Innern trägt, beginnt er  
Nach dem ungeheueren Gemenge  
Aussern Daseins gleichnißhaft zu haschen,“

sagt Hofmannsthal von dem erkenntnissuchenden Jüngling in seinem Puppenspiel: Das kleine Welttheater. Die Form aber wurde hier zum Wesen, weil in ihr, am ungewissen sinnlichen Eindruck vorbei, das Bedeutsame unmittelbar ergriffen werden soll.

„Ich weiss nicht,“ heisst es bei Hofmannsthal in einem Aufsatz über Poesie und Leben, „ob Ihnen unter all dem ermüdenden Geschwätz von Individualität, Stil, Gesinnung, Stimmung und so fort, nicht das Bewusstsein dafür abhanden gekommen ist, dass das Material der Poesie die Worte sind, dass ein Gedicht ein gewichtloses Gewebe aus Worten ist, die durch ihre Anordnung, ihren Klang und ihren Inhalt, indem sie die Erinnerung an Sichtbares und die Erinnerung an Hörbares mit dem Element der Bewegung verbinden, einen genau umschriebenen, traumhaft deutlichen, flüchtigen Seelenzustand hervorrufen, den wir Stimmung nennen. . . . Die Worte sind alles, die Worte, mit denen man Gesehenes und Gehörtes zu einem neuen Dasein hervorrufen und nach inspirirten Gesetzen als ein Bewegtes vorspiegeln kann.“ Und ein andermal in den Blättern für die Kunst: „Die Leute suchen gern hinter einem Gedicht, was sie den „eigentlichen Sinn“ nennen. Sie sind wie die Affen, die auch immer mit den Händen hinter einen Spiegel fahren, als müsse dort ein Körper

zu fassen sein.“ Man begreift danach leichter das Wort von ihm, dass der innerste Kern des Dichterwesens nichts Anderes sei, als sein Wissen, dass er ein Dichter ist: „dieses einen über alle Zweifel bewusst, sonst aber leicht und leer, stehe er dem Weltwesen gegenüber.“ Und man begreift in dieser neuen Kunst vielleicht auch das Wort Goethes erst ganz und gar, dass die Poesie „auf ihrem höchsten Gipfel ganz äusserlich sei; je mehr sie sich ins Innere zurückziehe, desto mehr sei sie auf dem Wege zu sinken.“

Das klingt uns natürlich verwunderlich in die Ohren. Denn wir haben, auch in der Kunst, eigentlich immer das grosse Wollen am höchsten geschätzt, und unsere Litteratur ist voll von bedeutenden Fragmenten. Vielleicht war das so, weil wir hierdurch ein selbstschöpferisches religiöses Empfinden, dass wir dem rein ästhetischen vorzogen, stärker angeregt fühlten; vielleicht aber auch nur deshalb, weil wir in reineren Formen unsere Eigenart bisher nicht so stark hätten empfinden können, wie zum Beispiel in der rastlosen Unruhe der Gothik oder in der schönen Verwirrung des Shakespeareschen Dramas. In unseren Dichtern aber rang doch diese kommende Möglichkeit längst schon nach Gestaltung! Man denke an Schillers leidenschaftliches Streben nach der „idealen Typenhaftigkeit“, oder wie er es auch nennt, nach der „Reduktion empirischer Formen auf ästhetische“, in welchem er mit Goethes künstlerischen Bestrebungen während dessen ganzer zweiten Lebenshälfte so eng zusammentraf. Nur dass es auch Schiller hierin schliesslich wie Faust erging, welchem nach dem raschen Wiederentschwinden Helenas zum Hades nur ihre Gewandhüllen, die todten, leeren Symbole, zurückbleiben! Erst Richard Wagner konnte dies Streben zu einem herrlichen Ziel führen in seinem gewaltigen Nibelungen-Werk. Denn er entdeckte hinter der Historie, dieser Stoffquelle Schillers mit ihrem unkünstlerischen erdrückenden Ballast ganz äusserlicher Motive, und noch hinter dem krausen Sagengebiet der Romantiker den heimischen Mythos, — der nicht tot war, wie die fremden Symbole Goethes und Schillers, sondern der nur den langen Walkürensclaf auf dem Felsen geschlafen hatte. Und in seine grossen, kargen Linien goss er das lebendige brausende Blut der symphonischen Musik, in deren schrankenloser Ausbreitung als „unendliche Melodie“ er das „Schweigen“ der reinen Kunst laut werden lassen konnte. Aber man sieht sofort, welch ein Unterschied zwischen dieser grosszügigen typenschaffenden Gedankensymbolik und der schwebenden Stimmungssymbolik der Neuren ist. Und dennoch ist Richard Wagner auch für die Letztere zum Vorläufer geworden, und in diesem Sinne der Erfüller des feberhaften Wollens, welches in unserer alten Romantik nach Ausdruck rang. Diese neue Stimmungssymbolik ist bei ihm in jene andere gleichsam eingeschmolzen, bis sie sich in Tristan und Isolde fast fessellos freimacht. Nur musste ihr immer eine Schranke bleiben in der Art und dem ungeheuren Aufwand des grossen Wort-Tondramas, für welches als Bedingung bleibt: der Festgenuss der Masse. Und sie bedarf zu voller Entfaltung der reinen Lyrik, der Kunst für die Einzelnen, welche, wie Richard Wagner selbst sagt, „Anfang und Ende aller Dichtkunst“ ist.

Das ist eben das Neue in den Dichtungen Hofmannsthals, sowie in denen Stefan Georges, des anerkannten Hauptes dieser Dichtergruppe, dass in ihnen die Kunst der Worte zu einem Ausdruck gesteigert worden ist, durch den jedes Wort, jedes Bild, in völliger innerer Reinheit auftretend, bei kargster







HUGO VON HOFMANNSTHAL.

Knappheit und strengster Nothwendigkeit, weit über sich hinaus, in bisher nicht geahnte Weiten zu weisen scheint. Hier ist in den Worten selbst eingefangen, was im Musikdrama neben den Worten das symbolische Kunstwerk schaffen half: die lebendige Plastik der Geberde, und der volle Strom der Musik. Tritt die Geberde bei Stefan George grösser, langsamer und feierlicher hervor, so bei Hofmannsthal sprunghafter, nervöser, und mit jener überlegen-lässigen Grazie, die einen so grossen Theil des unbeschreiblichen, ganz neuen Reizes seiner Art bildet:

„Von den Händen fliessen ihm die Schätze,  
Von den Lippen Trunkenheit des Siegers,  
Laufend auf des Lebens bunten Hügeln!“

Und wenn es durch Stefan Georges Dichtungen mehr wie die unisono-Klänge einer antiken Hirtenflöte hallt, so bebt durch die Hofmannsthalschen Verse „das rosenrothe Tönen wie von Geigen“, wie es in dem dramatischen Fragment: Der Tod des Tizian, heisst, und das dunklere wie von Violoncellen. Man achte zum Beispiel auf die beklommen anschwellende und plötzlich verhalten nachlassende Klangfülle dieser wenigen Verse aus dem Tod des Tizian:

„Mir war, als ginge durch die blaue Nacht,  
Die athmende, ein räthselhaftes Rufen.  
Und nirgends war ein Schlaf in der Natur.  
Mit Athemholen tief, und feuchten Lippen,  
So lag sie horchend in das grosse Dunkel  
Und lauschte auf geheimer Dinge Spur.  
Und sickernd, rieselnd kam das Sterngefunkel  
Hernieder auf die weiche, wache Flur.  
Und alle Früchte, schweren Blutes, schwellen  
Im gelben Mond und seinem Glanz, dem vollen,  
Und alle Brunnen glänzten seinem Ziehn,  
Und es erwachten schwere Harmonien —  
Und wo die Wolkenschatten hastig glitten,  
War wie ein Laut von weichen nackten Tritten . . .“

Diese in Hofmannsthals frühen Dichtungen süß und voll dahinströmenden Harmonieen weichen dann vor den eindringlicheren, herberen Geberden seiner letzten Werke leise zurück, um sich in seinem jüngst aufgeführten Drama, der Madonna Dianora, wieder in dem Strom dieser zarten Liebesleidenschaft zu entfesseln. Am vollendetsten aber scheint mir ein harmonisches Gleichgewicht zwischen kräftiger Bildlichkeit und musikalischer Fülle etwa in seiner Idylle vorzuwalten, die, in knapper dramatischer Form, zu einem antiken Vasenbild in jambischen Trimetern gedichtet ist. Ich möchte gerade auf sie die Worte anwenden, die Hofmannsthal von Stefan Georges Hirten- und Preisgedichten braucht: „Strenge Hintergründe bieten das Nothwendige: . . . sparsame und bedeutende Linien wie an alten Krügen, Vieles sagend, wie im Traum, Umrisslinien des unterworfenen Lebens!“ — All das hier Angedeutete sagt freilich immer noch nichts über den eigentlichen Eindruck, den einzigen Eindruck gerade der Hofmannsthalschen Poesie, und man soll auch garnicht versuchen wollen, diesen wiederzugeben. Denn seine Poesie ist angefüllt mit einem so besonderen, geheimnissvollen, nicht zu nennenden und nicht zu deutenden Zauber, dass man in Wahrheit verwirrt vor dieser künstlerischen Offenbarung steht und nur im tiefsten Gefühl derselben ausruhen möchte und sollte. „Das Unbeschreibliche, hier ist es gethan!“

Hofmannsthal hat übrigens auch, als Einziger, seine neugeschaffene Sprache zu einem ganz eigenartigen Prosastil ausgebildet — in allerlei kleinen Aufsätzen voll spürender Gedankentiefe, in denen er über verschiedene Erscheinungen der Zeit spricht —; zu einem Styl, dessen herbe, vornehm abgeschlossene Art von der kraftlosen Maniertheit oder der schwülstigen Dunkelheit aller sonstigen „modernen“ Prosa sehr scharf absticht.

\* \* \*

Es fragt sich nun, welcher Art der Antheil sein wird, der diese Kunst mit den Geschenissen unseres Lebens, mit den ungewissen Dingen dieser Welt noch näher verbindet. Es ist klar, dass sie sich ihnen nicht hingeben kann; dazu sind alle diese Dinge zu zufällig, zu wenig das Wesentliche bedeutend. Aber sie steht doch auch nicht ausserhalb ihrer, wie manche frühere idealistische Kunst. Sie ist nicht in den Dingen; aber die Dinge sind doch in ihr. Schon die starke, heilige Empfindung, die sie von sich selbst hat, ist ohne eine solche Beziehung nicht denkbar.

- . . . Den reinen Drang  
Des Lebens hab ich hier, nur so gekühlt,  
Wie grüne Kelche sich vom Boden heben,“

lässt Hofmannsthal den Gärtner im Kleinen Welttheater sprechen. Das Leben ist auf eine tiefe Art hineinverwebt, die man spürt, auch ohne sich dessen immer voll bewusst zu sein: und zwar alle Freude des Lebens verwebt wie in den matten Schein eines Lächelns, welches unendlich beklemmt, und aller Schmerz des Lebens wie in eine fast unmerklich zuckende Geherde, welche Stolz und Freude erregt. Keine Empfindung ist laut, keine ganz ungemischt. Denn, gehören die Empfindungen der eigenen Seele nicht auch zu den unsicheren Dingen dieser Welt, gegen die man auf der Hut sein muss?

„Wir haben aus dem Leben, das wir leben,  
Ein Spiel gemacht, und unsere Wahrheit gleitet  
Mit unserer Komödie durcheinander  
Wie eines Taschenspielers hohle Becher —  
Je mehr ihr hinsieht, desto mehr betrogen!“

So heisst es in einem Prolog von Hofmannsthal. Und weiter:

„Ward je ein so verworr'nes Spiel gespielt?  
Es stiehlt uns von uns selbst und ist nicht lieblich,  
Wie tanzen oder auf dem Wasser singen,  
Und doch ist es das reichste an Verführung  
Von allen Spielen, die wir Kinder wissen,  
Wir Kinder dieser sonderbaren Zeit.“

Das ist der wesentlichste Punkt, in dem sich die Kunst der Neueren, und insbesondere die Hofmannsthals, auch innerlich von der der alten Romantik unterscheidet. Diese konnte noch, auf dem Grunde von Gläubigkeit gegen ihr eigenes Wesen, ihre „Ironie“ in toller Laune oder in überlegenem Spott spielen lassen. In der neuromantischen Ironie schlägt die geheime Skepsis, die sich gegen sich selbst kehrt, in eine verhaltene Wehmuth um, in eine versteckte Sehnsucht über sich selbst hinaus. Es wird hier etwa das ersehnt, was R. Wagner meint, wenn er von der Kunst sagt: „Die Nichtigkeit der Welt, hier ist sie offen, harmlos, wie unter Lächeln zugestanden: doch dass wir uns willig täuschen wollten, führte uns dazu, ohne alle Täuschung die Wirklichkeit der Welt zu erkennen.“ Die sehnsüchtige Kraft zu solchem Neu-Erkennen aber quillt aus

ebendem, was so wesentlich die ganz aparte Wirkung dieser Kunst begründen hilft: aus der grossen Jugend, die sich in ihr ausspricht neben ihrer seltsam reifen, gleichsam hellseherischen Lebenserfahrung. Der ganze bezwingende Zauber der Jugend ist in ihr, einer „leichtschreitenden hochköpfigen Menschlichkeit“, wie Hofmannsthal es einmal nennt, und der ganze Zauber „der im unsicheren Licht der frühen Morgenstunden geschehenen Welt“. Und das giebt dem Verhältniss dieser Dichter zum „lebendigen“ Leben in der Zurückhaltung etwas unaussprechlich Zartes, in der Hinnéigung etwas Scheues, oft fast Ehrfürchtiges. Es kann sich, im letzteren Fall, aussprechen als andächtige Freude an den dunkelgefühlten tiefsinnigen Schönheiten des Lebens, als neugierige Erwartung seiner unbegreiflichen Wunder, wie in Leopold Andrians Garten der Erkenntniss; oder, wie bei Hofmannsthal in seinen früheren Werken, als Lohengrin-Sehnsucht aus der Tempelkühle in heiligen Hainen heraus nach der warmen Umarmung des einfachen Lebens:

„ . . . Aber seltsam!  
Ein namenloses Heimweh weinte lautlos  
In meiner Seele nach dem Leben . . . . .“

heisst es in seinem Gedicht: Erlebniss. Und in dem lyrischen Drama: Der Thor und der Tod neidet gar Claudio, der Thor, die in „engen Wänden“ um ihre „dumpfe Welt“:

„Sie können sich mit einfachen Worten,  
Was nöthig zum Weinen und Lachen, sagen,  
Müssen nicht an sieben vernagelte Pforten  
Mit blutigen Fingern schlagen“.

Aber Hofmannsthal, in dem gerade die verborgensten unserer Zeitgedanken lebendig geworden zu sein scheinen und nach unmittelbarem Ausdruck ringen, geht auch hier tiefer. Er zerrt die ungeheure Tragik dieses ganzen Verhältnisses ans Licht und weiss sie künstlerisch zu entfesseln. Die unerbittliche Zusammengehörigkeit alles Lebendigen: das ist ihm die Wurzel, aus der sie sprosst. Niemand taucht ungestraft im „Quell des grenzenlosen Schönen“ unter, Niemand reisst ungestraft das „grosse Erbe, das göttliche Werk aller Geschlechter“ an sich: denn diese leichtbeschwingte schöne Geistigkeit muss unfruchtbar bleiben, weil die träge Masse des zurückgebliebenen Lebens sich zentnerschwer an sie hängt:

„ . . . Manche liegen immer mit schweren Gliedern  
Bei den Wurzeln des verworrenen Lebens.  
Andern sind die Stühle gerichtet  
Bei den Sibyllen, den Königinnen,  
Und da sitzen sie wie zu Hause  
Leichten Hauptes und leichter Hände.

Doch ein Schatten fällt von jenem Loben  
In die andern Leben hinüber,  
Und die leichten sind an die schweren  
Wie an Luft und Erde gebunden:

Ganz vergessener Völker Müdigkeiten  
Kann ich nicht abthun von meinen Lidern.  
Noch weghalten von der erschrockenen Seele  
Stummes Niederfallen ferner Sterne . . .“

Wer immer zwischen schimmernden Tempelsäulen in heiliger Einsamkeit weilt und der Göttin der traumhaften Schönheit sein tiefstes Wesen opfert, je

reiner, je inbrünstiger er träumt, desto eher verfällt er dem Verhängniß seines Träumens. Und mittendurch überkommt es ihn schwindelnd:

„ . . . es wacht der Rausch, die Qual,  
Der Hass, der Geist, das Blut, das Leben wacht.  
Das Leben, das lebendige, allmächt'ge —  
Man kann es haben und darauf vergessen! . . .“

Das Leben ist unentrinnbar. Mit der „zwei Keulen“ fürchterlich betäubender Fülle und fürchterlich demoralisirender Oede „schlägt es abwechselnd auf die Köpfe Derer, die ihm nicht dienen“. So betäubt es die Kraft zum Wollen in ihnen. „Es hängt aber das ganze Leben an der geheimnißvollen Verknüpfung von Denken und Thun“. Erst wer sie zu finden wüsste, lebte wahrhaft.

Das etwa scheint mir knapp und primitiv herausgezogen, der eine durchgehende Gedanke der Hofmannsthalschen Kunst. Noch einmal drückt er ihn besonders scharf im Weissen Fächer aus. Dort sagt Fortunio zu Miranda:

„Es giebt Verschuldigungen gegen das Leben, die der gemeine Sinn übersieht: aber sie rächen sich furchtbar . . . Das Leben trägt ein ehernes Gesetz in sich und jedes Ding hat seinen Preis: auf der Liebe stehen die Schmerzen der Liebe, auf dem Glück des Erreichens die unendlichen Müdigkeiten des Weges, auf der erhöhten Einsicht die geschwächte Kraft des Empfindens, auf der glühenden Empfindung die entsetzliche Verödung. Auf dem ganzen Dasein steht als Preis der Tod . . . unaufhörlich zahlt Jeder mit seinem eigenen Wesen, und so kann Keiner Höheres als ihm ziemt, um billigeren Preis erkaufen. Und das geht bis in den Tod: die marmornen Stirnen zerschlägt das Schicksal mit einer diamantenen Keule, die irdenen einzuschlagen nimmt es einen dünnen Ast.“

Die Tragik der Königlich-Geborenen, der „Ausgeschlossenen“ in „dieser nähernden lebendigen Luft der Welt“, wie es in der Idylle heisst, tritt mit beklemmender Schrecklichkeit hervor in Hofmannsthal's Märchen der 672ten Nacht, in der Geschichte des jungen, reichen Kaufmannssohnes, den die Existenz seiner vier Diener, die „unbestimmte, ihn quälende Forderung“, die durch sie auf ihn eindringt, in den Tod treibt. Er fühlt sie leben, seine Diener, „stärker, eindringlicher, als er sich selber leben fühlte . . . Wie das Grauen und die tödtliche Bitterkeit eines furchtbaren, beim Erwachen vergessenen Tralles, lag ihm die Schwere ihres Lebens, von der sie selber nichts wussten, in den Gliedern“. Und als er stirbt, ist es voll Hass gegen die „Sinnlosigkeit“ dieser Qualen.

Das Gestalten dieser Tragik ist es, welches Hofmannsthal immer wieder aus der lyrischen in die dramatische Form treibt. Und es ist von Interesse, auch bei ihm, in ganz eigener Weise, jene Umwandlung der Gesetze des Tragischen zu finden, welche sich im neuen symbolischen Drama zu vollziehen scheint. Auch bei Hofmannsthal ist das über alles Begreifen hinausgehende Schicksal in uns das im Tiefsten Entscheidende, und die Katastrophe wird nicht durch die Handlung, sondern durch das bloss Seins des Einzelnen entfesselt. Und zwar vollzieht dies Schicksal sich nicht, wie noch in Ibsens letzten Dramen, durch den Einzelnen, sondern, wie in denen Maeterlincks, nur am Einzelnen. Aber bei Maeterlinck steht das Schicksal — dem hier der einzelne Mensch, in der Beseligung, es dadurch zu begreifen, sich sogar in Schmerzen mit einer Art religiöser Inbrunst hingiebt — ganz allein im Mittelpunkt des Interesses. Bei Hofmannsthal ist es der Einzelne, auf den alles Interesse sich konzentriert, und das Schicksal wirft sich über ihn, sinnlos furchtbar und zermalmend. Und zwar ist es bis dahin der sich entwickelnde weltliche Vorgang allein, an den der dramatische Fortgang bei ihm anknüpft.

So bildet in Gestern, einer einaktigen „Studie“, mit welcher er im Jahre 1891, nur 17 Jahre alt, zuerst vor die Oeffentlichkeit trat, ein innerer Vorgang, eine jähe, aber nothwendig eintretende innere Erleuchtung, den einzigen Anstoss selbst zum Eintritt der Katastrophe. Und schon hier, in Gestern, streift das Schicksal den Helden, indem es ihm aus seiner eigenen Weise: vom Triebe jedes Augenblicks sich treiben zu lassen und taub zu sein gegen die Forderungen des todten „Gestern“, die Schlinge knüpft, in der er sich verfängt. Gross und ruhig steht es dann, in: Der Thor und der Tod, vor dem Thoren da, welcher ihm jetzt, angesichts des Todes, keine Minute wahreren Daseins mehr abbeteln kann. In der Idylle aber schleudert es mit der Hand des Schmiedes wie mit der des werktätigen tüchtigen Lebens selbst, dem in den Rausch der ungebundenen Schönheit entfliehenden Weibe den Speer in den Rücken, dass es sterbend zusammensinkt. Und ebenso tritt es in der Madonna Dianora dieser im Augenblick der höchsten erdentrückten Trunkenheit entgegen, unheimlich, furchtbar, fast stumm, um seine grausige Mission an ihr zu vollziehen.

„Mir ist, als wär ich doppelt, könnte selber  
 Mir zuseh'n, wissend, dass ich's selber bin,  
 Und nun auch völlig fühlen, was es heisst:  
 Dies: unentfliehbar ist der Gott in uns!“

Den Tod verstehen lernen als den „grossen Gott der Seele“, ihn schauernd zu empfangen wissen als Boten des beledigten Lebens — dies ist der Sinn des Schicksals für alle diese Menschen. Doch auch wie der es bändigen kann, der ihm furchtlos entgegengeht, davon finden wir hier Spuren. „Durch Mitleid wissend“ — auch dies Motiv hallt wie ein verschwebender Harfenklang hier und da durch die Hofmannsthalsche Poesie, und am reinsten glauben wir ihn in den Worten jenes Jünglings zu hören, der durch die kahle Frühlings-Landschaft zu den vielen Bettlern und den vielen Kindern hinabsteigt:

„Und war bereit, an unbekannter Schwelle  
 Ein neues Leben dienend hinzubringen.  
 Ihm fiel nicht ein, den Reichthum seiner Seele,  
 Die frühern Wege, und Erinnerung  
 Verschlungner Finger und gefauschter Seelen,  
 Für mehr als nichtigen Besitz zu halten.  
 Der Duft der Blumen redete ihm nur  
 Von fremder Schönheit, und die neue Luft  
 Nahm er stillathmend ein, doch ohne Sehnsucht.  
 Nur dass er dienen durfte, freute ihn.“

Es kann mir natürlich nicht gelingen, mit solch mühseligen Andeutungen in die ganze verwirrende Fülle von Tiefsinn und Schönheit zu dringen, mit der die Hofmannsthalsche Kunst gesättigt ist. Es müssen diese wenigen Anregungen genügen. Um so mehr darf es aber wohl in Verwunderung setzen, in der litterarischen Kritik der letzten Zeit soviel davon zu hören, was alles man von Hofmannsthal erwartet, und so verhältnissmässig wenig über das, was er gegeben hat. Auch scheint man irgend etwas Anderes, Lauteres, Lärmenderes von ihm zu „erwarten“, als bisher seine Art war. Aber so gewiss es ist, dass er über den Kreis der Kunst, mit der im Zusammenhang ich ihn anfangs zu zeigen versuchte, hinausgreift, so gewiss scheint mir seine Art diesen Zusammenhang doch nicht ganz entbehren zu dürfen. „Wir sind dem Aufwachen nahe,“ sagt Novalis, „wenn wir träumen, dass wir träumen.“ Aber

eben dies Beinahe des wachen Lebens ist es, welches den ganz eigenthümlichen Reiz der Hofmannsthalschen Kunst ausmacht. Möchte man ihn missen? Es giebt so viele Wache! Und so wird er uns auch immer das am besten geben können, was wir aus seinen Versen gerade wie eine köstliche Befreiung empfinden: „Nicht die Schwere vieler Erden, nur die spielenden Geberden!“

## Die praktische und die theoretische Moralwissenschaft.

Von

Alfonso Asturaro.

(Chiavari.)

[Schluss.]

Wenn die Sozialwissenschaft zu der Forderung einer radikalen Umwandlung gelangt, so entsteht natürlich die Frage: Ergiebt sich vielleicht daraus ein Konflikt zwischen der praktischen Soziologie und jenen Klassen, die während der langen ökonomischen Entwicklung Vortheile errungen oder die, die sie hatten, vermehrt haben, und die demnach über die sozialen Kräfte verfügen können? Werden diese sich nicht der ökonomischen Umwandlung widersetzen?

Sicherlich. Und in dem Stadium, von dem jetzt die Rede ist, können den Mann der Wissenschaft, der es ehrlich meint, schwere Nachtheile treffen, besonders im Vergleich zu den Vortheilen, die Denen zufallen, die ihr Gewissen in den Dienst der herrschenden Klasse stellen. Dann tritt zum ersten Male in der Geschichte jedes Volkes zu Tage, dass zum Erforschen und Verbreiten der Wahrheit ein starker moralischer Charakter gehört. Aber jetzt darf uns nicht das Schicksal jener Männer beschäftigen, das sich übrigens mit der fortschreitenden Zivilisation immer besser gestaltet; vielmehr ist es das Bedenken, das aus dem Vorhandensein dieses Konfliktes aufsteigt, das Bedenken von der absoluten Nutzlosigkeit wissenschaftlicher Vorschriften, wenn sich die Klasse, die über die soziale Kraft verfügt, ihnen widersetzt. Und dieser Zweifel würde zur Gewissheit, wenn die gesammte soziale Kraft in den Händen der begünstigten Klasse läge, wenn die Herrschaft ganz Denen zufiele, die das *après nous le déluge* zu ihrem Wahlspruch gemacht haben, und wenn alle Vorschriften der praktischen Soziologie für die von der Regierung ausgeschlossenen Elemente unausführbar wären, während sich in den privilegierten Klassen keine Tendenz geltend mache, den unteren sozialen Schichten Schlimmeres zu ersparen. Aber obwohl es klar ist, dass die praktische Sozialwissenschaft nicht in jedem Stadium die Gesellschaft führen kann, es sei denn, dass eine grosse soziale Umwandlung das wohl verstandene Interesse der Leiter oder Administratoren zusammenfallen liesse, mit dem der ganzen Gesellschaft oder die Regierung eine absolute moralische Elite darstellte — indem so die Analogie verwirklicht würde zwischen dem sozialen, von der Wissenschaft geleiteten Willen und dem individuellen Willen, der der Intelligenz folgt — oder endlich — was noch schwerer ist — dass der leitenden Körperschaft nichts Anderes obläge, als den freien und einigen Willen der Gesammtheit auszuführen, ist es dennoch augenscheinlich, dass in der Aufeinanderfolge von Wirthschaftsformen die sozialen Verhältnisse sich immer verbessert haben; während sie im Alterthum der praktischen Sozialwissenschaft, wenn eine solche existirt hätte, keinerlei fühlbaren Einfluss auf die gesellschaftlichen Umwandlungen zugestanden hätten, ist heute schon viel geändert, wo die unterworfenen Klasse Wissen erwirbt und in verschiedener Weise an dem öffentlichen Leben Theil hat, wo die Mittelklassen zahlreich und gebildet sind und selbst in der privilegierten Klasse sich maassgebende Stimmen zu Gunsten der Gerechtigkeit und des sozialen Fortschritts erheben und, wo Alles dahin zu streben scheint, eine nachgerade unvermeidliche und vielleicht schon verspätete Umwandlung zu fördern. Daher können wir nicht umhin, das historische Zusammentreffen zu bewundern, wodurch in dem Zeitpunkte der individuellen Entwicklung, wo ein ernstes und allgemeines Studium der gesellschaftlichen Erscheinungen möglich war, ein solches Studium auch die Wahr-



scheinlichkeit hat, nützlich zu sein, und es freudig zu begrüßen, dass dieser Moment jener grossen ökonomischen Umwandlung unmittelbar vorausgeht, dank welcher die Wissenschaft und namentlich die praktische Soziologie eine wahre Funktion des menschlichen Lebens werden wird.

Kehren wir jetzt zur praktischen Moralwissenschaft zurück.

Alles Gesagte kann auf sie übertragen werden. Auch ihre Vorschriften über die Erhaltung, Mehrung und Ausbreitung der moralischen Phänomene variiren nicht allein, wie wir gesehen haben, nach der sozialen Grundform und der Geschichtsepoche, sondern auch je nach dem Entwicklungsstadium, das die Gesellschaft durchläuft. Auch sie wird sich in zwei entgegengesetzten Richtungen finden, je nachdem sie sich an die aufsteigende oder absteigende Phase der Wirtschaftsform wendet, und wenn sie während der ersten nur verhältnissmässig geringfügige Modifikationen ökonomischer Natur fordern wird, dagegen viele juristische und politische Reformen, wird sie während der zweiten, angesichts der immer wachsenden Sittenlosigkeit, der kein Staatsgesetz und keine Pädagogik mehr steuern kann, die dann einzig wirksame Vorschrift aufstellen müssen: „Wollt Ihr die allgemeine Sittlichkeit haben, so ändert die bestehende Wirtschaftsform!“ In diesem Stadium des sozialen Lebens kann die praktische Moralwissenschaft nicht jene Mittel gutheissen, nach denen die privilegierte Klasse im eigenen Interesse strebt, und die thatsächlich in allen früheren Wirtschaftsformen angewandt wurden, Mittel, wie die öffentliche Zucht und Erziehung unter dem brutalsten Despotismus, Versklavung des Gewissens, die zum Stillstande und zum Tode so vieler Völker geführt haben, und deren Folgen bis auf uns gekommen sind als Niedrigkeit und Servilität der Gesinnung, die nach einem Ausprüche Romagnosis „den inneren Menschen der Arme beraubt“.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Aufgabe der praktischen Moralwissenschaft, die darin liegt, Jedem zum Führer zu dienen, der sich das Ziel setzt, die einzelnen Individuen sittlich zu beeinflussen. Da nun aber die Moralisierung der Masse auch die nicht unter Einzelnen ist, kann man diesen Theil nicht von dem ersten trennen, wenn man Sittlichung des dem einen das Aufsuchen der allgemeinen Mittel versteht, derer, die auf die ganze Masse wirken: Reformen und Institutionen auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, des Rechts, der Politik, der Religion, der Schule etc., und unter dem anderen das Aufsuchen der speziellen Mittel, auf die ein Individuum ein anderes oder mehrere unmittelbar beeinflussen kann, zu dem Zwecke, jene psychischen Vorgänge und jene Erfahrungen zu begünstigen, die zu seiner Sittlichung dienen.

Jeder versteht, dass diese Aufgabe die der moralischen Erziehung ist und dieser Theil der Moralwissenschaft zusammenfällt mit der ethischen Pädagogik im weitesten Sinne, d. h. auch auf die Erwachsenen angewendet. Es ist klar, dass, obwohl ihre Mission unabhängig von der allgemeineren und von anderen Personen ergriffen werden kann, sie dennoch eine nachträgliche Spezifizirung der ersteren ist, und die entsprechende wissenschaftliche Disziplin komplizirter und von den theoretischen Kenntnissen abhängiger ist als die erste.

Ohne eine tiefe Kenntniss nicht nur der Psychologie und der Anthropologie, sondern auch der ökonomischen, juristischen, politischen und moralischen Wissenschaften kann die ethische Pädagogik sich nicht einmal von dem Zweifel befreien, den wir in ihre Möglichkeit und Wirksamkeit setzen. Wir können uns hier nicht auf diese Streitfrage einlassen und beschränken uns darauf, eine Beziehung klar zu legen, die dieser zweite Theil der praktischen Moralwissenschaft nothwendiger Weise zu dem ersten und weiteren haben muss. Diese Beziehung ist ähnlich der zwischen individueller und sozialer Hygiene bestehenden. Wie die Vorschriften der individuellen Hygiene trotz ihrer leichteren Verwirklichung weniger wirksam sind, als die der sozialen Hygiene, weil sie es mit dem durch das Milieu schon geformte Individuum zu thun hat, so sind auch die Vorschriften der ethischen Pädagogik, obwohl leichter zu befolgen, von geringerer wirklicher Wirksamkeit, als die der allgemeinen praktischen Moral, weil sie sich auch an das durch die Erblichkeit geformte Individuum wendet, welches noch dazu durch das soziale Milieu, das es wie die Luft beständig umgiebt, beständig umgemodelt wird, während die Vorschriften der allgemeinen praktischen

Moral sich eben auf dieses Milieu selbst richten. Und wie in der historischen Entwicklung die soziale Hygiene, obwohl später entstanden, als die individuelle, diese an gesellschaftlicher Bedeutung übertrifft, oder doch im Begriff ist, sie zu übertreffen, so wird es auch mit den auf das Allgemeine gerichteten Aufgaben der praktischen Moralwissenschaft gegenüber der ethischen Pädagogik geschehen.

Mit der fortschreitenden Entwicklung der altruistischen Gefühle und sozialen Institutionen fällt der ethischen Pädagogik ein neues und noch komplizierteres Objekt zu: die Erziehung des jugendlichen oder erwachsenen Verbrechers und seiner Nachkommenschaft. Dieser Zweig steht zu dem anderen in ähnlichem Verhältniss wie die individuelle Therapie zur Hygiene. Freilich hat sie noch keinen wissenschaftlichen Charakter. Wie aber auf jedem Gebiete die Praxis der Wissenschaft, des theoretischen wie praktischen, vorausgeht, so haben wir doch auch für diesen Zweck schon öffentliche und private Einrichtungen.

Der dritte Zweck der Moralwissenschaft, auf den wir hingewiesen haben, betrifft die sittliche Selbsterziehung. Es ist augenscheinlich, dass er auf den zweiten zurückgeführt werden kann, da die Normen für die Entwicklung, Erziehung und Erhaltung moralischer Eigenschaften nicht wesentlich andere werden können, nur weil das Individuum, dem man sie giebt, sie auf sich selbst, anstatt auf andere Individuen anwenden will. So werden auch die Vorschriften der Hygiene und Medizin nicht anders, weil der, der sie empfängt (der Arzt, Familienvater oder Andere), sich selbst zu schützen oder zu heilen gedenkt. Ein Unterschied liegt hier nur in der grösseren Beschränktheit. Wer immer von der praktischen Moralwissenschaft Regeln für die individuelle Sittlichkeit fordert, muss schon eine Prädisposition in sittlicher Beziehung haben und muss ein erwachsener Mensch sein, dessen Neigungen nur schwer umzumodeln sind. Das Einzige, was die Wissenschaft in einem solchen Falle mit Sicherheit thun kann, ist, den Weg anzuzeigen, den er verfolgen muss, wenn er wirklich das Ziel erreichen und die höchsten Freuden kosten will: es gilt nur ein Mittel zu zeigen, das Jener zu gebrauchen von vornherein willig ist. Und hier sind wir zu einer Aufgabe gekommen, mit deren Betrachtung wir hätten anfangen sollen, da sie allen drei von uns betrachteten Fällen in gleicher Weise nothwendig ist. In der That müssen auch die, die sich die sittliche Hebung anderer Individuen oder der ganzen sozialen Masse zur Aufgabe stellen, mit der sittlichen Selbsterziehung anfangen. Sowohl die einzelnen Individuen als auch die soziale Masse brauchen ein Vorbild für die Haltung, der sich die Menschen nähern sollen. Ist nun aber diese Aufgabe, auf die früher die ganze Moral (Morallehre, Auseinandersetzung der Pflichten und Tugenden) hinauslief, theoretisch oder praktisch? Es ist klar, dass, soweit sie lehrt und Vorschriften giebt, sie in das Gebiet der praktischen Kenntnisse gehört. Hat aber nicht die theoretische Moralwissenschaft als erste Aufgabe, das Wesen der moralischen Phänomene und also auch die gesellschaftlich als moralisch anerkannten und tatsächlich befolgten Regeln zu ergründen? Ist dem so, dann hat die praktische Moralwissenschaft in dieser Hinsicht nichts Neues zu entdecken, sondern nur auf die Ergebnisse ihrer theoretischen Schwester zurück zu greifen.

Darauf ist zu erwidern, dass die Forschung hier von einem anderen Gesichtspunkt aus gemacht werden muss, nämlich in Hinblick auf das soziale Endziel: die Erhaltung und Hebung der Art, oder richtiger des sozialen Aggregats. Die praktische Moralwissenschaft soll nicht die tatsächlich anerkannten und befolgten Regeln diktiren, sondern die, die anerkannt und befolgt werden sollen, damit das soziale Endziel erreicht werde.

Fällt aber nicht das Eine und das Andere zusammen? Findet die theoretische Moral nicht beim Forschen nach der Funktion und der Tendenz des moralischen Phänomens, dass dieses eben dem sozialen Endziel zuführt?

Unleugbar besteht diese Uebereinstimmung normaler Weise in der Mehrzahl der Fälle. Weh uns, wenn es nicht so wäre und wenn die tatsächlich anerkannten ethischen Normen im Gegensatz zur sozialen Nützlichkeit ständen! Aber die Uebereinstimmung ist nicht vollständig: Das was sein sollte, deckt sich nicht ganz mit dem, was ist. Darum müssen die beiden Untersuchungen getrennt werden. Nicht einmal im Reiche der Biologie wird das Resultat einer theoretischen Untersuchung über den Zweck, dem sich eine gegebene

Funktion einer bestimmten Art von Lebewesen anpasst, völlig übereinstimmen mit dem Ergebniss einer praktischen Untersuchung, die sich die Aufgabe stellte, die Art und Weise zu finden, wie sich die Funktion am besten anpasst. Thatsächlich finden wir unnütze Organe, Unvollkommenheiten und Ueberbleibsel einer vergangenen Lebensform, die heute schädlich sind. Dieser Mangel an Uebereinstimmung tritt noch mehr zu Tage, wenn sich die Untersuchung einem ausserhalb der in Frage stehenden Art liegenden Zweck zuwendet, der nur dem Menschen nützlich ist, wie es der Fall ist bei der Thierzucht. Im Gebiete der Moral finden wir erst recht eine Kluft zwischen Dem, was ist, und Dem, was sein sollte. So nöthigen die Fortschritte der biologischen und psychologischen Wissenschaften heute die praktische Moral, strenge Pflichten in Bezug auf die Fortpflanzung zu diktiren, für die es dem öffentlichen Bewusstsein an Verständniss fehlt. Am grellsten aber tritt diese Abweichung, von der wir sprechen, zu Tage in der Phase des gesellschaftlichen Lebens, wo einige ethische Werthungen in derselben Weise wie juristische und ökonomische fort dauern, obwohl sie aufgehört haben, der sozialen Nützlichkeit zu entsprechen, ja geradezu verderblich geworden sind. In einem solchen Stadium muss die praktische Moral Pflichten vorschreiben, im Namen der Erhaltung der Gesellschaft, die bedeutend von den allgemein anerkannten abweichen, und die höchste Pflicht, die sie den wirthschaftlich bevorzugten Klassen auferlegen müsste, wäre die, an der wirthschaftlichen Umwandlung mitzuarbeiten.

Man kann auch hier die Wirksamkeit solcher Vorschriften in Zweifel ziehen und selbst sagen, dass, so wenig die Feudalherren daran dachten, die Wirthschaftsform zu ändern, ehe sie durch die Umstände und ihr eigenes Interesse dazu gezwungen waren, auch die Kapitalisten daran denken werden, ehe sie ihre letzte Kugel verschossen haben. Zwei Dinge aber wird man nicht leugnen können: dass die praktische Ethik nicht anders kann, als diese Pflichten aus dem Vergleich abzuleiten, wenn sie ihren sozialen Zweck im Auge behält, und dass ohne diese praktische Deduktion sie nicht als Pflichten angesehen würden.

Was ihre Wirksamkeit angeht, so sei in Parenthese bemerkt, dass sie auch auf wenige sittlich bevorzugte Personen beschränkt, doch bedeutsam sein würde, wenn diesen Personen Einfluss auf den Lauf der Ereignisse eingeräumt würde,

Es ist an der Zeit, zu schliessen. Das Ausgeführte mag theilweise unklar oder zweifelhaft sein, oder auch ganz geleugnet werden, von denen, die die theoretische Prämisse, auf die wir kurz hinwiesen, nicht gelten lassen. Eine Sache aber glaube ich klargelegt zu haben und sie wird selbst durch die Zweifel und das Inbredestellen des Lesers bestätigt werden, und gerade das lag mir am Herzen: die Nothwendigkeit, den theoretischen Theil der Moraltwissenschaft von dem praktischen deutlich zu scheiden und diesem Letzten nicht allein auf biopsychologischer Grundlage zu behandeln und auf die einfachere soziale Disziplin zu gründen, sondern auch auf die theoretische Moraltwissenschaft.

Dieser Letzteren liegt es ob — wie wir im Anfang schon sagten —, nicht Vorschriften zu geben, sondern die moralischen Phänomene zu beobachten, zu beschreiben und zu klassifiziren und die Ursachen und Gesetze ihres Entstehens, ihrer Entwicklung und Veränderung in den verschiedenen Gesellschaftsformen und Entwicklungsstadien zu ergründen, ebenso wie die Wirkungen dieser Phänomene auf das Leben des sozialen Ganzen und der Art.

## Der Kollektivismus und die individuelle Freiheit.

Von  
Justin Alavaill.  
(Paris.)

Ich gebe zu, sagte der radikale Abgeordnete, dass das individuelle Eigenthumsrecht durch den Kollektivismus nicht vollkommen aufgehoben wird.

O, sehr liebenswürdig von Ihnen, erwiderte Herr Micalot, also Sie geruhen heute, eine Wahrheit anzuerkennen, die für jeden ehrlichen Menschen klipp und klar ist.

Herr Durandel, der radikale Abgeordnete von Sigeac, war mit dem alten Stifter in der Pappelallee des botanischen Gartens zusammengetroffen; er hatte sich vorgenommen, den rechthaberischen Sozialisten ordentlich in die Enge zu treiben.

Mein lieber Doktor der sozialen Wissenschaften, nahm Herr Durandel wieder das Wort, glauben Sie nicht etwa, dass ich hiermit der kollektivistischen Doktrin öffentlich Abbitte leiste, o nein . . . .

Der Gedanke des Privateigenthums, mein Lieber, gleichwie er definirt wird, ist untrennbar von der Idee der Zivilisation. Die Kommunisten und Anarchisten, die es versäumen, a priori dem individuellen Eigenthum seinen Platz anzuweisen, würden ihm später ebenso gerecht werden müssen, wie die Soziologen der kollektivistischen Utopie. Jede Utopie, sehen Sie, die ersonnen wird, ein System der menschlichen Gesellschaft zu schaffen, das möglichst viel Glück allen Mitgliedern verbürge, jede derartige Utopie, sage ich, wird stets das individuelle Eigenthum an Nahrung im Zusammenhang mit dem allgemein nothwendigen Konsum bestimmen, und das Privateigenthum an Kleidung und Wohnung in den Grenzen des nothwendigen Gebrauchs halten müssen.

Selbst der wüthendste Gegner jedes persönlichen Eigenthums kann sich keinen Gesellschaftszustand vorstellen, in dem nicht für jedes Individuum die Sicherheit garantirt ist, alle zum Leben unbedingt nothwendigen Dinge zu besitzen.

Freilich würde Niemand eine Gesellschaft herbeiwünschen, in der ein Jeder etwa die Kleider und Wäsche eines Anderen ohne dessen Zustimmung nehmen durfte; oder in der Einer ohne Umstände das Brod und Fleisch einem Anderen vom Tische fortessen konnte; für eine Gesellschaft, in der man das Zimmer, das man sich am Morgen für seine eigene Person hergerichtet hat, plötzlich am Abend von Jemand anders besetzt fände, nur weil er es auch für sich passend hält, mit der Motivirung, dass diese Kleider, diese Wäsche, diese Speisen, dieses Zimmer etc. der Benutzung Aller überlassen sei, — für eine solche Gesellschaft danke auch ich bestens. Der strengste Kommunismus macht eben stillschweigend dem Prinzipie des individuellen Besitzes viele Konzessionen.

Die Gelehrten des Sozialismus zerbrechen sich die Köpfe darüber, wie die Scheidelinie zwischen dem persönlichen und dem kollektiven Eigenthume zu ziehen sei; doch glaube ich keineswegs, dass durch die Verwirklichung ihrer genialen Pläne jemals die Menschheit zu jener Barbarei der Gütergemeinschaft sich zurückschrauben lassen wird, wie sie in der Zeit des Urkommunismus bestanden hat. Ich konstatiere nur, dass der Kommunismus das persönliche Eigenthum nicht abschaffen wird — so weit erstreckt sich meine Konzession, die ich ihm mache, weiter nicht.

Soll ich Ihnen, Verehrtester, zu dieser scheinbaren Konzession, die Sie unserer Doktrin machen, gratuliren? fragte lächelnd der alte sozialistische Lehrer. Sie sind in der That sehr aufrichtig im Gegensatze zu der einstimmigen Meinung der Nationalökonomien, wenn Sie erklären, dass der Kollektivismus keine verachtungswürdige Rückkehr zur Bestialität der Neger von Borneo, der Buschmänner des südlichen Afrika oder der Feuerländer bedeuten wird.

Warum antworten Sie mir in so ironischem Tone? erwiderte lebhaft Herr Durandel, wir stimmen doch überein in der Verurtheilung der Uebertreibung gewisser sogenannter Kritiken, die sich nur in Ausfällen auf den Kollektivismus gefallen. Die menschliche Rasse, die sich vorwärts entwickelt hat, wird sicher niemals mehr die Sitten wilder Horden annehmen: das ist absolut kein Objekt

einer ernsthaften Diskussion. Ich bilde mir meine Urtheile keineswegs nach den parteiischen Uebertreibungen der Polemiker, die sich als die eifersüchtigen Wächter der ökonomischen Dogmen betrachten. Meine Aufrichtigkeit gilt soviel wie die jedes Anderen. Ich versuche, den kollektivistischen Schlussfolgerungen, die ich für falsch und gefährlich halte, vollwichtige Gründe entgegenzusetzen.

Was ich Ihnen beweisen wollte, war das, dass der Wunsch der kommunistischen Anarchisten: das zum Leben eines Jeden Nothwendigste solle garantirt werden — dass dieser Wunsch nicht sehr differirt mit der klar formulirten Forderung der geschickteren revolutionären Kollektivisten in dieser Richtung.

Ja, aber eben diese klare Formulirung der Forderungen, ist denn das gar nichts? unterbrach ihn Herr Micalot; soll denn das Hoffen auf den menschlichen Fortschritt unaufhörlich ausserhalb klarer Formeln umherirren? Der theoretische Anarchist überlässt freilich in der Regel die ganze Sorge der Organisation der Produktion und Konsumtion der Initiative des arbeitenden Volkes am Tage nach der siegreichen Revolution. Die jedenfalls ausreichenden freiwilligen Arbeitskräfte werden sich mit der Nahrung, Andere mit der Wohnung, wieder Andere mit der Kleidung beschäftigen, und die Erde wird allem Anschein nach bald ein Eden sein. Die Lösung all der verwickelten Fälle wird gefunden werden, sobald die Majorität der Menschen das Glück geniessen wird, welches die anarchistische Gesellschaft in Aussicht stellt.

In Erwartung der Vision dieses herrlichen Paradieses stellt dagegen der Kollektivismus kühn die augenblicklich möglichen Reformforderungen auf, zeigt die gesetzlichen Wege, die man einschlagen muss, um die Sache in Fluss zu bringen. Der Kollektivismus betrachtet keineswegs mit verschleiernem Auge den nebelhaften Horizont der Zukunft. Er beschränkt sich nicht darauf, die Ungerechtigkeit der gegenwärtigen Gesellschaft zu zeigen. Er zeigt zugleich das Heilmittel, indem er in den gegenwärtigen Fortschritten des kapitalistischen Regimes das Embryo der zukünftigen Fortschritte der kollektivistischen Gesellschaft erblickt. Der Kollektivismus ist die rationellste sozialistische Richtung, denn er führt dem Geiste ein vollständiges System der Mittel und Wege vor, die nöthig sind, um die gegenwärtige Gesellschaft methodisch umzugestalten.

Der radikale Abgeordnete konnte eine Bewegung nicht unterdrücken, die instinktiv seine Verwirrung verrieth.

Sie sprechen, sagte er, von ganz bestimmten Mitteln und Vorbereitungen, die zur Abänderung des Gesetzes und konsequenterweise zur Umgestaltung des Rechts führen müssen. Aber gerade das Anpreisen dieser Mittel, die zum Ziele führen sollen, ist es ja, wodurch der Kommunismus von Tag zu Tag bedrohlicher wird. Einige erklären ihn für eine ernste soziale Gefahr, weil seine Doktrinen in die Berathungen des Parlaments eindringen und so die Gesetzgebung stören. Ich frage mich bisweilen, wohin wir gelangen werden, wenn täglich mehr und mehr die öffentliche Macht in die Beziehungen des Kapitals zur Arbeit vermittelnd eingreift. Sind wir auch dazu berechtigt? Was soll denn aus der für die Gesamtheit so nothwendigen Initiative werden? Wird sie nicht erstickt werden? Werden die auf die Spitze getriebenen Verordnungen nicht ein eisernes Band für die individuelle Freiheit werden? Welchen zwingenden Verpflichtungen wird man jeden Arbeiter unterwerfen müssen, um ihn zu nöthigen, beständig und gewissenhaft zum Nutzen der Kommune, der Nation, der ganzen Menschheit zu arbeiten! Das edle Gefühl, seine sozialen Pflichten erfüllt zu haben,

das durch keine persönlichen Interessen mehr unterstützt wird, würde vielleicht die Triebfeder einer arbeitsamen Elite werden; aber wird das auch stets genügen, um unaufhörlich die Liebe zur Arbeit in der Menge der Produzenten wachzurufen?

Mein Lieber, erwiderte der sozialistische Führer, das Geständniss Ihrer Furcht rechtfertigt das Misstrauen, das die zielbewussten und aufrichtigen Sozialisten den Radikalen gegenüber hegen. Die Opportunisten, sogenannten Liberalen und andere Reaktionäre lassen sich durch dieselben Befürchtungen über die soziale Gefahr täuschen, welche die kollektivistischen Tendenzen der individuellen Freiheit bringen sollen.

Die Privilegien der Kapitalisten werden nur aufrecht erhalten durch den traditionellen Nimbus grossartig klingender, aber leerer Worte. Das Wort Freiheit, dem man eine populäre Bedeutung unterlegt, dient der Raubpolitik der Regierung als Flagge, unter der sie segelt, um den Armen müde zu machen und auszubeuten. Wem soll man glauben, dass die Vertheidiger der Privilegien der besitzenden Klasse sich aufrichtig damit beschäftigen, den Unterdrückten die Unabhängigkeit wiederzugeben? Wo ist denn in der heutigen kapitalistischen Gesellschaft der wirklich freie Mann? Glauben Sie etwa, dass durch das lumpige Recht, einen Wahlzettel in die Urne werfen zu dürfen, diese Proletarier, diese unter das Doppeljoch der Unwissenheit und des Hungers gebeugten Elenden wirklich freie und stolze Männer werden können?

In der kapitalistischen Gesellschaft kann die individuelle Freiheit nur unter einem Deckmantel von Lug und Trug erblühen.

Gibt es überhaupt heutzutage eine individuelle Freiheit?

Gibt es eine Freiheit des Individuums vielleicht unter den unzähligen Arbeitern, die sich an den Thüren der Fabriken drängen, um sich einen Lohn zu erringen, der ihnen gerade gestattet, von der Hand in den Mund zu leben?

Gibt es eine individuelle Freiheit unter den elenden Schaaren der Bauern, die vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang Blut schwitzen, um das magere tägliche Brod zu ernten?

Gibt es eine individuelle Freiheit unter den eingeschüchterten Horden der Handels- und Industrieangestellten, die sich unter demüthigem Zittern vor dem Prinzipal verbeugen, der als Herr über ihren Broderwerb, d. h. über ihr und ihrer Familie Schicksal, bestimmt?

Gibt es eine individuelle Freiheit unter den steuercpflichtigen Landbesitzern, deren Parzellen wahre Hypothekennester sind?

Gibt es eine individuelle Freiheit unter den Krämern und Handwerkern, die das ganze Jahr wie die Sträflinge arbeiten, in Todesangst vor dem Verfalltage, der ihren Schiffbruch bedeutet, in der servilen Furcht, ihren Kunden zu missfallen, ohne dass es ihnen in unzähligen Fällen gelingt, dem schrecklichen Ende der Bankerottklärung zu entrinnen?

Gibt es eine individuelle Freiheit unter den Legionen kleinmüthiger, hoher oder niedriger Verwaltungsbeamten, die sich um die Wette abarbeiten, die ihr ganzes Leben in gewohnheitsmässigem Schweigen, in Unterdrückung ihrer wahren Ansichten verbringen, nur damit ihre Stellung nicht eines schönen Tages hinweggefegt werde?

Gibt es, so frage ich endlich, eine individuelle Freiheit in den Klassen der mehr und mehr dezimirten glücklichen Privilegirten des Vermögens, der

Banquiers, Grosskaufleute, Industriellen, Mediziner, Advokaten, Künstler, dicken Rentiers und grossen Chefs, deren grosser Luxus so oft die Furcht vor dem drohenden Falle unter den unerbittlichen Schlägen der meuchelmörderischen Konkurrenz verbirgt?

Ich sage, die individuelle Freiheit ist nur eine Illusion in der kapitalistischen Gesellschaft. Die wahre Freiheit existirt nicht ohne die Sorglosigkeit des Lebens. Diese Sorglosigkeit, der Jedermann theilhaftig werden soll, will der Kollektivismus schaffen. Und er wird sie eben dadurch ins Leben rufen, dass er die sozialen Reichthümer gleichmässig unter die produzierenden, solidarisch produzierenden Menschen vertheilt. —

Herr Durandel lächelte. Er liess sich keineswegs durch die begeisterte Argumentation des alten Sozialisten aus dem Konzept bringen. Vielmehr erwiderte er in ruhigem Tone:

Die Vorwürfe, die Sie gegen ein Gesellschaftssystem schleudern, in dem der Individualismus die Triebfeder der Sieger ist, machen mich weder verwirrt, noch rühren sie mich, sie haben nur den Werth unfruchtbarer, öder Kritik. Die bestehende Gesellschaft ist keineswegs vollkommen, Niemand wird das bestreiten. In unserer Gesellschaft gibt es wohl Unzufriedene, viele mit Recht Unzufriedene, das gebe ich zu; aber Sie müssen nicht vergessen, es gibt auch sehr viele Leute, die der Misère des Lebens entrinnen und dann im Allgemeinen ruhig und in relativer Sicherheit dahinleben. Bei dem Prinzipie des gleichmässigen Zwanges dagegen, wie ihn der Kollektivismus verspricht, wird es vielleicht weder grössere Freiheit noch andauerndere Sicherheit für irgend Jemand geben. Wo wäre da also der Fortschritt?

Ich wiederhole Ihnen noch einmal, erwiderte Herr Micalot, dass sich die sozialistische Doktrin absolut nicht auf die Organisation der Arbeit durch solche tyrannischen Zwangsmassnahmen gründet, wie die des kapitalistischen Regimes, die sich mit dem Worte „Freiheit“ schmücken.

Der revolutionäre Wille der Kollektivistin kann überhaupt nicht viel für die Umwandlung des individuellen Eigenthums in das kollektivistische thun. Die Rolle der Sozialisten beschränkt sich vielmehr lediglich auf die Erkenntniss, dass sich diese Umwandlung unter dem Einflusse der durch die Macht grosser Kapitalien geschaffenen ökonomischen Fortschritte vollzieht, und dann auf das Voraussehen der politischen und sozialen Konsequenzen dieser sich entwickelnden Transformation.

Die Herrschaft der egoistischen Instinkte erstickt die Freiheit, weil sie den Stärksten das unbillige Recht zugesteht, die Güter an sich zu reissen, die Güter, die durch die Arbeit ganzer menschlicher Generationen zur Erhaltung und zum Nutzen Aller, sowohl der Schwachen wie der Starken, geschaffen wurden.

Das Wort Freiheit ist geradezu ein Spott für den Schwachen, dem es nicht gelingt, sich das Eigenthumsrecht zu erringen.

Was bedeutet denn das persönliche Eigenthumsrecht für den arbeitsamen Proletarier, der nichts weiter sein eigen nennt, wie die gebrechliche Kraft seiner Muskeln? Und hört man stets, wie unsere Gegner fortwährend ihre Achtung vor der Freiheit, vor der Menschenwürde der Reichen und Mächtigen beteuern, die es sich anmassen, beständig das Damoklesschwert über den Häuptern der Schwachen und Kleinen zu schwingen, indem sie sich das Recht vorbehalten,

nach ihrem Belieben die Bezahlung der Arbeit zu bewilligen oder zu verweigern, dieser Arbeit, der einzigen Lebenshoffnung der Enterbten!

Von dem Gesichtspunkte der einfachen Erhaltung des menschlichen Wesens aus betrachtet, würden die Sklaverei und der Frohndienst den unterdrückten und degradirten Klassen noch sicherere Gewähr leisten, als der jetzige Zustand, bei dem dem Proletariat die Arbeitsinstrumente geraubt sind.

Aber wird denn der Kommunismus gleich im Stande sein, die Produkte in gehörigem Maasse zu produzieren? fragte Herr Durandel; wir kennen zwar die Erfolge individueller Tüchtigkeit, aber nicht die Resultate der allgemeinen Interesslosigkeit. Dem kollektivistischen Traume der ökonomischen Nivellirung, die gleichbedeutend mit Neid und Faulheit ist, könnte leicht ein Erwachen folgen, das das kollektivistische Elend heisst. Und leugnen Sie nicht die Logik meiner Zweifel! Der Neid und die Habsucht der Deklassirten und Hungernden werden in dem Gesellschaftszustande, den Sie erstreben, sicher die Hauptrollen spielen, sie lauern daher auf ihn, wie die Vipern in ihren Schlaflöchern nur auf einen Sonnenstrahl warten, um sich hervorzustürzen. Die guten Philosophen und sanften Soziologen des Kollektivismus würden schnell ins Hintertreffen kommen und wahrscheinlich die ersten Opfer des revolutionären Gewitters werden, wenn das revolutionäre Volk jemals die Umsetzung ihrer Theorien über die Gleichheit der Gütervertheilung in die Praxis verlangt. Schen Sie nicht unter den Symbolen der internationalen Arbeiterforderungen des 1. Mai die offene Thüre der Banque de France? Fühlen Sie nicht hinter Ihren legalen Forderungen den heissen Athem Jener, die verlangen, dass man das grosse Buch der Staatsschuld, die Pläne des Grundbuches, die Archive der Notare etc. in Asche lege, gelten die nicht als Sammlungen von Scharteken, die den Anspruch erheben, das individuelle Eigenthum zu verewigen? Am Tage nach dem durch Abstimmung oder Empörung erfolgten Siege des Kollektivismus werden wir, falls wir noch leben, unsere philosophische Unterhaltung über die Freiheit wieder aufnehmen, und dann werden Sie mir helfen beim Grübeln darüber, wie und warum die Freiheit verschwunden sein wird . . .

Sie sind faktisch reif, die Stimmen der schlimmsten Reaktionäre auf sich zu vereinigen, mein Herr Radikaler oder Fortschrittler, wie Sie sich nennen, und ich hoffe zu ihrer Ehre, dass sie Sie nächstes Mal nicht im Stich lassen werden, unterbrach ihn der Sozialist. Diese glühenden Proteste, diese zürnenden Rufe aus dem Bagno des Proletariats gegen den Missbrauch des Kapitals vernehme ich ohne Furcht. Aber da sie Sie erschrecken, Sie, den Erwachten, der Radikalen, Sie wie Ihre Genossen in der Präfektur, warum handeln Sie dann nicht sofort, warum suchen Sie sie nicht zu beschwichtigen? Da der Kessel der sozialen Maschine zu explodiren droht, so öffnet doch die Sicherheitsventile! Arbeitet doch rasch die von den Arbeiterkongressen geforderten Gesetze aus und macht sie in der gehörigen Form bekannt. Beschränkt das Eigenthumsrecht, das zum Schaden für die Besitzlosen erblich ist, bevor das enterbte Volk endlich zu dem Argumente Zuflucht nimmt, das der König Friedrich II gegenüber jenem Müller ohne Widerspruch gebrauchte: „Weisst Du, dass ich Dir Alles nehmen könnte, ohne es zu bezahlen?“

Wir kämpfen gegen die anderen politischen Parteien, bemerkte Herr Durandel, um die vernünftigen Forderungen der Arbeiter zu erfüllen. Wir wünschen aufrichtig, das können Sie mir schon glauben, in ihnen das Solidaritäts-



gefühl und den Trieb, sich gegenseitig zu helfen, zu erwecken und zu verstärken. Aber wir können das keineswegs durch systematische Zerstörung des individuellen Interesses bewerkstelligen, das historisch die Seele des menschlichen Fortschrittes ist. Wir können nicht den Ideologen folgen, die noch vor dem gelungenen Experimente das Recht, das die Freiheit der Minorität sichert, umwerfen wollen, um der Chimäre der allgemeinen Freiheit nachzujagen.

Sie glauben also, nahm der Verteidiger der sozialistischen Ideen das Wort, dass die Wohlthaten der bestehenden ökonomischen Ordnung das natürliche Produkt der Freiheit seien, die es den Menschen überlässt, ihren Privatinteressen zu folgen. Und Sie glauben nicht an die Macht der wohlthätigen Intervention der Öffentlichkeit! Thatsächlich haben die Republikaner der radikalen Observanz trotz ihrer vorzüglichen Absichten nichts vor den anderen Verteidigern des kapitalistischen Regimes voraus. Die Radikalen betrachten und respektieren als natürliches Recht das egoistische, zügellose Recht des individuellen Besitzes, das unbillige *jus utendi et abutendi*, wie die römischen Räuber es getauft haben.

Dieses Recht des individuellen Besitzes, ohne Zügel, ohne Grenzen, ist die alles verschlingende Hydra, gegen die der Sozialismus zu kämpfen hat. Und glauben Sie nur, dadurch, dass wir das verbrieftete Recht der Räuberei durch die wissenschaftliche Organisation aller sozialen Bedürfnisse ersetzen, um endlich die Gerechtigkeit des Besitzes zu schaffen, dadurch würde die Initiative und Freiheit des Individuums absolut nicht unterdrückt werden.

Sie missverstehen die Philosophie der kollektivistischen Soziologen, weil Sie die auf Gleichheit zielenden Konsequenzen ihrer prophetischen Logik fürchten.

Der Kommunismus wird durch Abschaffung der Klassenunterschiede allen Menschen die persönliche Freiheit sichern. Jenes Märchen von der Tyrannei, das unsere Gegner als Schreckgespenst und zur Entschuldigung für ihren Hass gegen uns und für ihre Verachtung unserer Doktrin gebrauchen, wird keinen Einfluss auf die Volksmassen ausüben.

Die Wähler betrachten mit Recht die Radikalen von heute als die Opportunisten von morgen. Die Radikalen sind die schlimmsten von unseren Gegnern, und zwar deshalb, weil sie sich uns nur nähern, um unser Vertrauen zu erschleichen und dann um so grimmiger unsere politischen, ökonomischen und moralischen Emanzipationspläne zu durchkreuzen.

Die Radikalen verlangen Freiheit für die Armen; aber sie verweigern sie ihnen, wenns drauf ankommt. Sie haben keine Prinzipien, nach denen sie handeln. Sie stehen bestürzt und ratlos vor dem Räthsel des sozialen Problems. Sie brüsten sich damit, kühne Reformatoren zu sein, und wir erblicken sie im alten Flitterstaat der Quiriten.

Zukunftsfrohe und entschlossene Männer allein können bei der sozialen Revolution, die sich bereits vorbereitet, wirksam mithelfen. Das Volk wird es, hoffe ich, verstehen, Ihnen die Maske abzureißen, es lernt fähiglich mehr, den falschen vom wahren Radikalen unterscheiden.

Derjenige ist und wird niemals Sozialist werden, der nicht begreift, dass das kollektivistische Ideal das Regime der für alle Menschen gleichen Freiheit ist.

# Rundschau.

## Kunst.

**Freie Bühne.** Am 15. Mai veranstaltete die Berliner Freie Bühne eine Matinee, in der zur Aufführung gelangten: eine Szene von Hofmannsthal: *Madonna Dianora* und ein Drama von Ernst Hardt: *Todte Zeit*. Beide Dichter haben dies gemein, dass sie dem Dichterkreise der Blätter für die Kunst angehören, und dass sie in dieser Matinee der Freien Bühne Beide zum ersten Mal von der Bühne herab zu einem grösseren Publikum sprachen. Damit ist wohl aber auch erschöpft, was Gemeinsames an ihnen ist. *Madonna Dianora* ist eine dramatisirte Ballade, eine Szene, die eigentlich nur aus einem einzigen Monologe besteht. Ein uralter, alltäglicher, atmosphärischer Stoff ist mit wärmstem Leben erfüllt; ein grober Inhalt ist mit den zartesten Feinheiten ausgestattet; ein lyrisches Liebesgenspiel ist zu einer dramatisch fesselnden, ja erschütternden Szene gestaltet. — Will man das Eigenartige an der Wirkung dieser Szene kennzeichnen, so könnte man wohl am ehesten von einer Bildwirkung sprechen. Das Materische in der Bühnenwirkung ist als poetisches Ausdrucksmittel verwandt; die Bilder, welche die Worte der Dichtung dem geistigen Auge des Hörers malen, verweben sich reizvoll mit denen, welche gleichzeitig die offene Szene dem leiblichen Auge darbietet. Aus der Wechselwirkung zweier Künste, der Bühnenkunst und der Lyrik, eröffnet sich eine neue ästhetische Wirkung von ungeahntem Reiz. Leider war die Schauspielerin Louise Dumont gänzlich unfähig, Hofmannsthal'sche Verse zu sprechen.

Das Hardtsche Drama, dass der *Madonna Dianora* folgte, war nun freilich von durchaus wesensverschiedenem Inhalt. An Stelle des dort warm pulsirenden Lebens begegnen uns hier nebelhafte, verschwimmende Gestalten. Hofmannsthal sagt einmal, man möge sich doch des Geredes über Einflüsse, Beziehungen u. s. w. enthalten; es sei endlich Zeit, dass man lerne, sich modernen Dichtungen „absolut“ gegenüberzustellen. Wenn uns aber die „moderne Dichtung“ nichts als Relationen vermittelt? Sie liegen in der Todten Zeit — schon in der Handlung — so offen zu Tage, dass es überflüssig ist, darauf hinzuweisen. Nur der Maeterlincksche Einfluss, der sich in der Ausführung geltend macht, sei kurz erwähnt. Schliesslich aber kommt es nicht auf die Einflüsse, sondern auf die Art ihrer Verarbeitung an. Und hier

eben zeigt sich Hardts Nichtkönnen. Was ist bei ihm aus einem Johannes Vockerat geworden! Ein Mensch, der in der Vergangenheit lebt, aus der er den Lebenden „wie aus der Ferne“ zuwinkt, ein ausgebrannter Krater, ein unverständliches Nichts, dem seine letzte That nicht einmal zuzutrauen ist! Und diese äusserliche Mystik, wenn in dem Augenblick, da mit Alexander die Vergangenheit wieder auflebt, der See drunten, das Symbol der Todten Zeit, über seine Ufer tritt! Und diese Reflexion, diese Bewusstheit! Jede Person erklärt selbst ihr innerstes Wesen; unglaublich plump wird der Hörer auf jede feinere Bezeichnung gestossen. Ähnlich wie Günther ist die Gestalt der *Dora*, eine gänzlich abstrakte, unmögliche Figur. Nur *Estelle* lebt. Sie ist wohl die Gestalt, die dem Dichter eigentlich vorschwebte, deren Zeichnung ihm gelungen ist. Alle anderen Gestalten erscheinen nur als hinzuerfundene, als Nothbehelf. — Sowohl aus diesem Drama Hardts als auch aus seinen gleichzeitig erschienenen Novellen: *Priester des Todes*, und den Gedichten, die in den Blättern für die Kunst veröffentlicht sind, spricht eine überaus weiche Natur von umfassender, fast leidenschaftlicher Receptivität. Es giebt keine gefährlichere Gabe für den Künstler. Und dieser Gefahr ist Ernst Hardt, bis jetzt wenigstens, erlegen. Er erliegt allemal den Eindrücken, die er schildert; er vermag nichts Trauriges darzustellen, er stellt es traurig dar. Es fehlt ihm völlig die künstlerische Freiheit, die ihren Stoff beherrscht; es fehlt das Haupterforderniss des Dichters: die Gestaltungskraft.

Ed. K.

## Varia.

**Proudhon-Biographie.** In einigen Wochen wird im Verlage von Friedrich Frommann in Stuttgart ein Werk Arthur Mülbergers erscheinen unter dem Titel: P. J. Proudhon, Leben und Werke. Mülberger ist bereits längst bekannt als gründlicher Forscher und Kenner Proudhons; in einer Reihe von Beiträgen hat er seine umfassende Beherrschung aller Theorien und Thatsachen, die mit Proudhon irgendwie zusammenhängen, bewiesen. Die Leser unserer Zeitschrift erinnern wir im Besonderen an seinen Aufsatz: „Eigentum ist Diebstahl“ (Soz. Mon., 1897, No. 5, pag. 274 ff.). Man darf nunmehr der angeündigten zusammenfassenden Arbeit mit Interesse entgegensehen.

Verantwortlich für die Redaktion: Hugo Warschawski in Berlin.

Verlag der Sozialistischen Monatshefte, Stein St. 11, Berlin C. (Eigentümer: Dr. R. Friedeberg in Berlin)  
Druck von Max Bading, Beuth St. 2, Berlin SW.